

**Deutscher  
Reporterpreis  
2018**

**Die 10 nominierten  
Texte in der Kategorie  
„Beste Sportreportage“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

01) Sebastian Dalkowski: Der Torhüter, der sich selbst besiegte (21965)	03
02) Ron Ulrich: „Peter, gib einen aus.“ (28441)	09
03) Andreas Bock: This is Java! (28927)	17
04) Claas Relotius: Touchdown (34799)	31
05) Thomas Hummel: Bereit zum Sprung (51209)	42
06) Joachim Rienhardt: Unter Freunden (60057)	54
07) Marius Buhl: Bis zum Letzten (105201)	65
08) Markus Feldenkirchen: Bundestrainerpräsident (108342)	74
09) Kilian Trotier: Liebeskummer (120982)	87
10) Moritz Herrmann: Alles auf Nichts (150004)	93

## Der Torhüter, der sich selbst besiegte

*Thorsten Albustin spielte einst für Borussia Mönchengladbach. Dann jagte ihn die Angst durchs Leben. Als sie ihn auch vom Fußballplatz vertrieb, konnte ihn nur noch einer retten.*

Von Sebastian Dalkowski, RP Online, 04.11.2017

Der Fußballtrainer Thorsten Albustin besitzt einen Kugelschreiber, in dem vier Minen stecken. Mit Blau trägt er schon vor dem Spiel die wichtigsten Informationen über den Gegner in ein Notizbuch ein. Mit Schwarz hält er die Erkenntnisse fest. Mit Rot die Wechsel. Mit Grün die Tore. Der Kugelschreiber mit den vier Minen gibt eine Ahnung, warum Albustin da sitzt im Oktober 2017. Auf einem Plastikstuhl am Rande eines Fußballplatz genannten Ackers. Im Hintergrund die Windräder und die Dorfkirche von Vrsasselt, kurz vor Emmerich. Der Schiedsrichter mit Bierbauch. Der Kugelschreiber gibt auch eine Ahnung, wie sich Albustin gegen das schwarze Loch in seinem Leben gestellt hat. Gegen die Ängste. Mehr als zehn Jahre lang. Vielleicht gibt der Kugelschreiber aber auch eine Ahnung, wie Albustin überhaupt hineingeraten ist in dieses Loch.

"Wat hasse, Laser?", ruft er einem seiner Spieler zu.

"Da war so ein Erdloch. Hat geknackt."

"Sofort Eis drauf."

Die Angst begleitet Albustin zuerst, dann leitet sie ihn. Er ist acht, die Familie im Winterurlaub in den Bergen, er mit seinem Vater im Sessellift. Eine Lawine geht runter. Ihm passiert nichts. Anderen schon. Die Vorstellung, dass es ihn hätte treffen können, verfolgt ihn lange. Er hat Alpträume. Später im Freibad: Ein Freund packt ihn an den Knöcheln und steckt ihn kopfüber ins Wasser. Die Panik ist wieder da. Andere Kinder vergessen schnell, bei Albustin nistet sich die Angst ein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es geht erst mal alles gut. Bis zu einem Sonntag im März 1996. Der Torhüter hat es aus der Kreisliga zu den Amateuren von MSV Duisburg geschafft. Heimspiel, 25. Spielminute, 0:0. Ein Schuss aus 25 Metern. Der Ball kommt auf ihn zu, flattert. Albustin zittert. Der Ball rutscht durch die Hände ins Tor. Passiert jedem Torhüter irgendwann. Die meisten kommen drüber hinweg. Albustin aber ist Perfektionist. Daran hat auch seine Mutter Schuld, die ihm schon früh zu verstehen gab, dass er sie nicht blamieren solle. Die Angst zu versagen spukt ihm schon lange durch den Kopf. Wert hat nur, wer Erfolg hat. Der Flatterball macht etwas kaputt. Mit 22 Jahren lernt er, dass es das vollkommene Leben nicht gibt. Das Gegentor begleitet ihn lange. Erfolge lenken ab, aber am Montag ist da wieder dieser Ball und er geht jedes Mal rein. Im Training lässt sich so ein Flatterball nicht imitieren.

Er hat noch drei Jahre bis zur ersten Panikattacke. Ganz anderes Level.

Albustin bringt weiter Leistung, wechselt zu den Amateuren von Borussia Mönchengladbach, und als sich mehrere Torhüter verletzen, rückt er zur Nummer 2 bei den Profis auf. In der Saison 1998/1999, in der Mönchengladbach zum ersten Mal aus der Bundesliga absteigt, macht er zwei Spiele, hält sogar einen Elfmeter. Danach landet er wieder bei den Amateuren. Eines Nachts reißt ihn die Angst aus dem Schlaf. Später wird er darüber in einem Buch schreiben, sein Körper habe gebebt, "als ob tausende aggressive Wespen durch meine Venen rasten". Angstschweiß. Das Gefühl, sterben zu müssen. Er eilt zur Toilette, kehrt wieder zurück.

"Was ist los?", fragt die Frau.

"Ich weiß es nicht, es zerreißt mich, ich habe so viel Angst."

Nach ein paar Minuten schläft er erschöpft ein.

Sein Leben läuft nun anders. Die Angst übernimmt. Das Vertrauen zu seinem Körper hat er in dieser Nacht verloren. Sein Vertrag wird nicht verlängert, mit 26 muss er neu anfangen. Er wechselt zu einem Oberligisten, der ihm auch eine Ausbildung zum Industriekaufmann verschafft. Mit der großen Karriere wird es nichts mehr. Der Bürojob ist nichts für ihn, die Angst quält ihn immer mehr, das im Tor ist nicht mehr der Albustin von früher. Bocholt. Hamborn. Dinslaken. Schermbeck. Bei keinem Verein wird er glücklich. Und dann nimmt ihm die Angst noch sein sicherstes Terrain. Ein

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Pokalspiel unter der Woche, 50 Zuschauer. Es dämmt, niemand schaltet das Flutlicht ein. Albustin ist zu dieser Zeit so empfänglich für die Angst, dass selbst Licht Einfluss auf ihn hat. Zu viel Licht, zu wenig Licht, das signalisiert Gefahr. Sein Herz rast, sein Magen zieht sich zusammen. Er wankt. Will nur noch weg. Doch im Fußball sagt man nicht: Leute, ich hab Riesenschiss, ich muss runter. Er täuscht eine Verletzung vor, lässt sich fallen, wird ausgewechselt. Gibt nach dem Spiel wieder den Coolen. Er wird als Torhüter nie wieder ein Fußballfeld betreten, denkt er. Es ist der bitterste Moment seines Lebens.

Er beginnt zu verstehen dass er Hilfe braucht. Ein paar Monate später schreit er seinen Chef durchs Telefon an und kündigt. Job weg, Fußball weg. Er kann nicht mal mehr Aufzug fahren, weil er Angst hat, dass er stecken bleibt. Wenn andere diskutieren, steht er auf und geht, weil jeder Stress die Maschinerie in Gang setzen könnte. Seelentumor, so nennt er es, woran er leidet. Er macht eine Gesprächstherapie gegen seine Angststörung, zwei Jahre später die zweite. Da kann er sich immerhin alles von der Seele reden, aber seine großen Ängste bleiben. Medikamente will er nicht nehmen. Zu viel Stolz. Außerdem haben die Ärzte in seinem Körper nichts finden könnten. Er erzählt seiner Familie davon, seiner Frau, seinen Eltern, auch wenn es für sie schwierig ist, seine Krankheit nachzuvollziehen. Weil sie diese Ängste nicht kennen. Auch seine Frau kann ihm nicht helfen. "Es war aber auch schwer, ihm zu helfen, er war zu sehr in sich selbst versunken", sagt ein guter Freund heute. Aus dem Fußball hält er sein Geständnis raus. Spricht man nicht drüber.

Ganz langsam verschafft sich Albustin Luft. Er studiert Sport, wird Torwarttrainer bei Rot-Weiss Essen. Im Training ist alles okay, Spieltage allerdings bleiben ein riesiges Problem für ihn. Er versucht es mit Alkohol, nimmt zu. Sein Gesicht sieht in diesen Tagen aufgedunsen aus. An einem Sonntagmorgen trinkt er Bier auf einem Spielplatz, übergibt sich und erkennt, dass der Alkohol seine Wirkung verloren hat. Bei einem DFB-Pokalspiel gegen Borussia Dortmund flüchtet er während des Spiels in den Fitnessraum. Jetzt gibt es nur noch einen, der ihn retten kann.

Torhüter sind es gewohnt, dass sie nur sich selbst helfen können. Wenn ein Abwehrspieler danebenrutscht, gibt es noch den Torhüter. Wenn ein Torhüter danebengreift, ist der Ball im Tor. Vielleicht ist das der Grund, warum Albustin die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sache vor allem mit sich selbst ausmacht. Er hat ein Kämpferherz. Er hat Willen. Er hat Ehrgeiz. Der Mann, der später akribisch in einem Notizheft in vier Farben Auswechslungen und Tore festhält, geht das Projekt "Die Angst vertreiben" ebenso akribisch an. "Er hat den Kampf gegen die Ängste durchgezogen", sagt ein Freund über diese Zeit, "brutal durchgezogen."

2008. Albustin fährt mit dem Wagen zu seinem schwersten Spiel. Dabei will er bloß als Zuschauer ins Stadion. Er hat in den vergangenen Jahren Bücher über seine Angst gelesen. Er wollte zu seinem besten Experten werden. Er hat seine Höhenangst bekämpft, die ihn schon überkam, wenn er hohe Gebäude nur von unten ansah. Erst guckte er auf Baumwipfel, dann auf Häuser, dann auf Schornsteine. Dann schaute er hinunter. Stellt sich auf Brücken über kleine Flüsse, schließlich auf eine Rheinbrücke. Jede Rückkehr ist wie ein gewonnenes Spiel. Aber da ist noch diese Angst vorm Stadion. Sitzt er auf der Tribüne, sieht er sich auf dem Feld stehen und umkippen wie damals. Er fängt auf Fußballplätzen an, geht in kleinere Stadien, fährt dann nach Düsseldorf. Fortuna spielt damals in der dritten Liga, es sind zwar nur 10.000 Zuschauer da, aber das Stadion ist riesig. Der Ticket-Kontrolleur wünscht ihm noch viel Spaß. Kaum ist Albustin auf der Tribüne, rennt er wieder raus — und geht doch wieder zurück. Immer wieder rein und raus. Beim dritten Spiel schafft er es, eine Halbzeit am Stück im Stadion zu bleiben. Er merkt, dass ihm nichts passiert. Sein Matchplan gegen die Ängste funktioniert. Mit Entspannungstraining findet er einen Ort der inneren Ruhe. 2011 hat er die letzte gedämpfte Panikattacke. Er hat sich gegen die Angst geimpft.

Dann erobert er den letzten Ort zurück, den die Angst ihm genommen hat. Er geht wieder regelmäßig joggen, verliert fast 20 Kilo und kehrt 2013 mit 39 Jahren ins Tor zurück. Kreisliga. Aber das ist ein anderer Albustin. Die Unbekümmertheit ist weg, dafür ist er sensibler geworden, verständnisvoller, kritischer gegenüber der Gesellschaft, die jeden unter Druck setzt. Der Ball, der ihm in Duisburg durch die Finger rutschte, ist ihm egal. Der Maßstab ist für ihn nicht mehr die Perfektion. Was zählt ist, dass ihn die Aufgabe herausfordert.

Nun krepelt nicht mehr die Angst sein Leben um, sondern er selbst. Eigentlich soll er als Torhüter nach Dinslaken-Lohberg wechseln, doch als zwei Trainer abspringen, ruft die Vereinsführung ihn an und fragt, ob er die Mannschaft nicht

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

übernehmen möchte. Albustin will endlich selbst die Fäden in der Hand halten auf dem Platz. Er sagt sofort zu, die Mannschaft steigt in die Bezirksliga auf, er stellt sich noch ein paar Mal selbst ins Tor. Dann geht er volles Risiko, kündigt seinen Job als Torwarttrainer der Schalke-Jugend. Der Kick des Cheftrainers ist ein anderer.

Doch in der zweiten Saison hat er das Gefühl, dass die Mannschaft nicht mehr richtig mitzieht, noch vor der Winterpause geht er. Weil niemand anruft, bewirbt er sich selbst. Hamminkelner SV, bei Wesel, Bezirksliga. Er verhindert so gerade eben den Abstieg.

Die Zeiten, in denen es für Albustin eine Herausforderung war, überhaupt auf dem Platz zu stehen, sind vorbei. "Das ist kein Rucksack, das ist kein Druck. Wir wollen uns was Gutes tun." Mit diesen Worten schickt er seine Hamminkelner aus der Kabine. Das Spiel gegen Vrasselt, den Favoriten, läuft noch keine halbe Minute, da springt Albustin schon auf. 1,83 Meter. Kein überflüssiges Fett, keine überflüssigen Worte.

"Aktivität!", ruft er.

"Flach spielen! Sicherheit!"

Dann setzt er sich wieder neben seinen Co-Trainer. Albustin in Jeans, Kapuzenjacke, praktischer Kurzhaarschnitt. Als seine Mannschaft das 1:0 schießt, entspannt er. Kurz. Diesen verbissenen Blick wird er das ganze Spiel nicht ablegen, danach auch nicht. Es ist ein Blick, den er auch schon auf Fotos aus seiner Bundesliga-Zeit zeigt. Gesellig, so erzählt ein Freund, ist er nur im Privaten. Job ist Job. Wenn die Mannschaft freitags nach dem Training noch ein Bier trinkt, fährt er nach Hause, weil Nähe auch mal aufhören muss. Für ihn fällt das unter Professionalität.

Zur Halbzeit steht es 2:0. Albustin geht zügig Richtung Kabine, zieht vor der Tür ein paar Mal an einer Zigarette, drückt sie wieder aus, steckt sie ein. Kurze Ansprache in der Kabine: "Ihr macht das so hervorragend ... Ihr spielt eine grandiose erste Halbzeit. Ich will, dass Ihr daran anknüpft." Danach wieder raus, Zigarette zu Ende rauchen. Hoffentlich halten sie diesen Level aufrecht, denkt er. Albustin hat nicht zwei Möglichkeiten im Kopf, sondern immer fünf, und von denen sind drei schlecht.

Das 3:0 fällt in der 72. Minute. Es ist das erste Mal, dass er während des Spiels entspannen kann mit dieser Mannschaft. Falls sie früher gewann, dann knapp. Jetzt

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

fallen noch das 4:0 und das 5:0. Die Mannschaft wird am Ende des Tages auf einen einstelligen Tabellenplatz klettern. Oberliga will er mal spielen, zu mehr reicht seine Trainerlizenz sowieso nicht. Aber das Haifischbecken Profifußball will er sich nicht antun, er will es auch nicht unterstützen. Macho-Geschäft hoch zehn. Er will, dass die Leute zu ihren Schwächen stehen.

Während er das Spiel verfolgt, stehen hinter ihm ein paar A-Jugendliche und reden. Er hört sie nicht, er konzentriert sich aufs Spiel. Sie erzählen von nächtlichen Pizza-Orgien, Mäckes, vom Saufen am nächsten Wochenende und dem darauf. Die übliche Prahlerei und Coolness. Sind das die jungen Leute, die später mal von ihren Schwächen erzählen, anstatt sie vor allen geheimzuhalten?

Nicht jeder, den seine Psyche plagt, ist Torhüter, ausgestattet mit einem besonderen Willen. Nicht jeder Torhüter ist wie Thorsten Albustin. Es hätte auch für ihn ganz anders kommen können. Als er in Mönchengladbach in den Profikader rückt, ist da noch ein Keeper über ihm. Sie sind jung, sie erzählen einander nicht von ihren Problemen. Der Konkurrent spielt später für Barcelona und die deutsche Nationalmannschaft. Am 10. November 2009 geht Robert Enke, von Depressionen zermürbt, auf die Schienen. Der deutsche Profifußball schwört danach, dass nun alles anders wird.



## Peter, gib einen aus!

*Peter Fischer ist ein Paradiesvogel. Er trinkt aus dem DFB-Pokal. Er wettert gegen die AfD. Nahaufnahme eines außergewöhnlichen Präsidenten*

Von Ron Ulrich, 11Freunde, 26.07.2018

Bevor Peter Fischer einen Raum betritt, ist seine Stimme schon da. Sie röhrt sich ihren Weg durch die Bürogänge am Frankfurter Riederwald. Dabei spricht Fischer noch sanft. Wenn er laut wird, würde ihn wohl selbst ein Bauarbeiter ermahnen, dass man ja seinen eigenen Schlagbohrer kaum mehr verstehe. Fischer beendet eine Radioschalte zu Bayern 3, schlendert in sein großes Büro, das weiße Hemd unter dem Sakko oben aufgeknöpft, die Schnürsenkel am Turnschuh offen. Er wedelt mit den Händen, sein Zwei-Meter-Körper pendelt von einer Seite zur anderen. Diese Verrückten haben gestern sein Auto abgeschleppt, neun Meter Baustelle abgesperrt, wo nur sieben gebraucht werden. Ein Wahnsinn. Fischer zündet sich eine Zigarette an, lässt sich in seinen braunen Ledersessel fallen, sein rechtes Bein schlägt er über die Armlehne. Den Kopf kippt er zurück, fährt sich kurz durchs Gesicht, Trottoirs in Frankfurt, keine Parkplätze mehr, übrigens Bayern 3, Moderator Otto, guter Mann, die einzigen Roten in Bayern, harte Zeit, wie ja jetzt alle durchdrehen, Weltuntergang hier und da, auch bei der Nationalelf, beim Mats fehlte nach dem Mexiko-Spiel die Selbstkritik. Dann hätte er gesagt: „Junge, alles richtig gemacht, top, ich bin bei dir, alles klar.“ Der Zigarettenfilter in seiner großen Hand brennt ab. Abaschen lohnt nicht. Peter Fischer glüht durch.

Seit 18 Jahren ist Fischer Präsident von Eintracht Frankfurt. Wer begreifen will, was für eine Ewigkeit das im Fußballgeschäft darstellt, muss sich erinnern: Damals spielte 1860 München in der Qualifikation zur Champions League. Es wirkt, als wäre seine Amtszeit genau auf dieses Halbjahr 2018 hinausgelaufen. Er hatte Stellung bezogen gegen die AfD. Er hatte Morddrohungen erhalten. Und sein Klub wandelte zwi-

schen emotionalen Extremen. Just im größten Moment war Fischer vor allem eines, am Ende.

Im April schockte Eintracht Frankfurt die Nachricht, dass Trainer Niko Kovac nach der Saison zu den Bayern gehen würde. „Wir kannten den Vorlauf, wie viele da noch vor Niko im Rennen waren. Das wusste er, das wussten wir.“ Doch dann, Fischer springt hoch, paff, die Finger zucken nacheinander: Heynckes weg! Flutsch. Tuchel will nicht! Der sagt so... Fischer zeigt den Mittelfinger, dann Brusck und Zack. Als würden ihm Redakteure eines Comichefts soufflieren. Kovac ging zu den Bayern und Frankfurt vor dem Pokalhalbfinale in die Knie. Die Mitarbeiter drängten Fischer in einen Raum, wo er eine zweiminütige Videobotschaft an die Eintracht-Gemeinde richten sollte. Er legte die Handkante auf die Stirn, atmete 20 Sekunden tief ein und aus, und lieferte dann, in einem Take. „Wie oft hat uns die Kurve gerettet? Nürnberg – Gänsehaut. Erste Liga spielen dürfen – Gänsehaut. Nach Berlin – Gänsehaut. Erinnerungen und Bilder, die niemand in meinem Kopf nimmt.“ Fischer sprach, wie früher als Werber, mit bildschwangeren Begriffen im Stakkatostil. Es wurde ein Aufputschvideo, das die Stimmung drehte. Die Eintracht zog ins Finale ein. Genau dort sprach, nein, schrie Fischer noch einmal zur Menge: „Ich will heute Nacht verdammt noch mal aus dem Pokal trinken.“ Die Fans johlten und stimmten den mittlerweile zum Klassiker mutierten Gesang an: „Peter gibt einen aus.“

Er sollte aus dem Pokal trinken, nicht zu wenig. Doch direkt nach dem Sieg sackte er auf der Auswechselbank in sich zusammen. Wenn er sich daran erinnert, fährt er mit den Fingern über die Arme. „Hier drin, alles weg. Ich wollte die Faust ballen – und konnte es nicht mehr.“ Dem Kraftwerk ging der Saft aus. Für einen kurzen Moment, während er das erzählt, passiert es. Vielleicht fünfzehn Sekunden lang, da ist selbst Peter Fischer nachdenklich.

Er klatscht und federt aus dem Sessel. Er muss los, zu Michi und zur Uschi. Ins kroatische Bistro „Caffe Bar Alimentari“, schönen Ramazzotti auf Eis gibt es dort. Fischer trommelt zur Musik auf dem Lenkrad, dann heißt es in den Lokalnachrichten, dass ein Fahrer mit über 200 Stundenkilometern auf der Autobahn geblitzt worden sei. Fischer ballt die Faust. Er übt sich oft im Halbstarcken-Machismo, manchmal kokettiert er,

als wäre er selbst die beste Peter-Fischer-Parodie. Mädchen nur unter 30 – der Spruch rutscht ihm so oft am Tag heraus, dass er nicht mehr rausrutscht. Früher posierte er mit den Inselschönheiten auf Ibiza, einmal tauchten Fotos einer privaten Feier auf, bei der auch ein Hells Angel zu Gast war. Er bediente bereitwillig alle Prahlerklischees. Hallo-dri, Lebemann, so könnten es Leute sagen, die es gut mit ihm meinen. Prolet, Populist, drücken es Kritiker hinter vorgehaltener Hand aus.

Vor einigen Jahren harrten die Frankfurter Fans nach einem Europapokalspiel am Flughafen in Aserbaidschan aus, da legte Fischer kurzerhand 250 Euro für eine Runde Cognac für alle auf den Tisch. Auch wenn er sich selbst dabei nichts gedacht hatte, nur wenig nährt den Populismusverdacht so sehr wie Freisuff fürs Volk. „Er braucht mehr Distanz, es kann nicht sein, dass er mit den Hools zusammen trinkt“, sagt ein langjähriger Beobachter der Eintracht. Ein anderer, nämlich Heribert Bruchhagen, arbeitete als Vorstandsvorsitzender jahrelang mit Fischer zusammen, er sagt: „Wir sind bis heute eng befreundet, auch wenn die tägliche Zusammenarbeit nicht immer reibungslos verlief. Ich war mit den Fakten konfrontiert, Peter kam mehr über die Emotionen.“ Fischer wird auch in der Frankfurter Presse vorgeworfen, den organisierten Fans nach dem Mund zu reden. „Die Eintracht in der Hand der Ultras“, schrieb die „FAZ“. Der Vorwurf, Fans seien Fischers Stimmvieh, ist nicht neu. Aber er greift zu kurz. Fischers Vorteil als Präsident ist, nicht als Präsident zu gelten. Er hat sich vom Amt entkoppelt. „Funktionär, Funktionär. FUNKTIONÄR. Wenn mich einer so nennt, bringt mich das schon auf die Palme“, sagt er. Die Fans sehen in ihm nicht den Würdenträger, sondern einen von ihnen. Peter statt Herr Fischer. Er fährt nordkoreanische Wahlergebnisse ein, 99 Prozent zuletzt. Die Popularität gründet nicht auf Freicognac am Flughafen oder Fotos im Milieu, sie hängt mit der Stadt, aber auch mit dem Verein zusammen. Frankfurt ist Banken und Bahnhofsviertel, hedonistisch, exzessiv, laut, liebevoll oder so Straße, wie sich Nachwuchsrapper anderswo gerne gerieren. Die Eintracht oszilliert schon immer entlang der Amplituden der Emotionalität, überdreht, charmant-rabiat, mal das eine, mal das andere überbetont. Rasend, flirrend, eine Diva mit zu kräftig poliertem Goldschmuck, gezockt oder auf Pump bezahlt. Wohl in keiner anderen Stadt oder keinem anderen Verein würde Fischer so funktionieren, wie er ist. Peter, gib' einen aus! Eigentlich ist er zu laut, zu exzentrisch für die Bundesliga von heute. Was bei Fischer viel mit frü-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

her, mit seiner Kindheit in der hessischen Provinz zu tun hat. „Eine weniger coole Zeit, braucht keiner.“ Fischer schlürft den Ramazzotti auf Eis, beim Michi in der Sonne, zieht einen Fünfinger zum Zahlen aus der Hosentasche, inhaliert eine geschnorrte Zigarette und streicht übers Hemd.

Nein, erzählen will er es nicht so ausführlich, er schaut kurz weg. „Ich will schon gar keine Mitleidsnummer daraus stricken.“ Nach mehrmaligen Nachfragen beginnt er doch. Fischer wurde 1956 im mittelhessischen Lich geboren, sein Vater starb bei einem Autounfall, als er acht Jahre alt war. Die Mutter kam mit einem neuen Mann zusammen, mit dem Fischer überhaupt nicht klarkam. Sein Bezugspunkt in der Kindheit wurde der Opa mütterlicherseits, ein Hufschmied und SPD-Mitglied. Fischer stellte naive Fragen, auch über die NS-Zeit. Er bekam keine Antworten, zuerst nicht. Dann stieß er auf Zahlen. 50 Millionen Tote im Zweiten Weltkrieg, sechs Millionen Juden hatten die Nazis umgebracht. Im Dorf erzählten sie ihm von den „Arschlöchern, die bei der SS waren“ und immer noch um den Marktplatz stolzierten. Sein Lehrer in der Schule fabulierte unverdrossen von „deutschen Soldaten“, „deutschen Grenzen“ und dem „Verrat an den Deutschen“. Die Dolchstoßlegende beantworteten die Schüler auf ihre Art. Im Werkunterricht verfehlte ein Stemmeisen den Kopf des Lehrers nur knapp. „Ich war es nicht, ich war es wirklich nicht“, sagt Fischer schelmisch. Mit 14 Jahren flog er von der Schule und haute ab nach Frankfurt, zu einem Nennonkel, den er nur flüchtig kannte. Der vermittelte ihm eine Lehre im Kaufhof auf der Einkaufspassage Zeil.

1970, in der großen Stadt, blühte er auf, besuchte Volkshochschulkurse, Bibliotheken und Jazzkeller. Bei den Studentendemos lief er vorne mit. Fischer war erratisch und allgegenwärtig wie später als Präsident. Im Kaufhof wurde er Sprecher der Lehrlinge, dann Gesamtjugendvertreter, sprach vor 1000 Leuten. Menschen mitnehmen, das war damals schon sein Antrieb. Sie kämpften gegen die Sechs-Tage-Woche, für geregelte Arbeitszeiten. 18.30 Uhr und keine Minute länger! Der Junge vom Dorf wurde ein Kämpfer für Arbeitnehmerrechte – und konnte es nur mit einem Familienmitglied teilen. Fischer vergisst bis heute ständig Zahlen und Daten, aber zwei wird er nie vergessen: 363 und 464. Es sind die Telefonnummern seines Opas. Ein schwarzes Telefon stand im Haus, ein grünliches mit kleiner Drehscheibe in der Schmiede. Fischer erzählte

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

am Hörer in Frankfurt von den Kämpfen der Lehrlinge. Der Opa, Arbeiter und Sozialdemokrat, sprach in Lich: „Gude Bub.“ Mehr Lob geht dort nicht.

Am Nachmittag sitzt Fischer in dem großen Atelier des Künstlers Mike Kuhlmann – ein Mann mit langen Haaren, dunkler Brille und zerknittertem blauen Hemd. Die beiden sind seit über 30 Jahren befreundet, seit der Zeit, als Fischer eine Werbeagentur besaß. Wann er was gemacht hat, weiß keiner mehr so genau. Er war Café- und Kneipenbetreiber, Musikproduzent, Boutiquenbesitzer, Werber und was noch alles. An der Wand lehnt ein großes Porträt von Karl Marx, gegenüber ein großes Tattoo-Bild mit Totenkopf und Adlerkopf, daneben „Eintracht Frankfurt für immer“. In lateinischer Schrift darunter: *In caelum non datur sinus*. Was das bedeuten soll? Kuhlmann und Fischer lachen und sagen: „Im Himmel gibt es keine Titten.“ Nach einer Pause die trockene Erklärung: Alles Körperliche vergeht, die Seele bleibt. Und natürlich Eintracht Frankfurt.

Die größte Bedeutung für die beiden hat ein Bild, das gar nicht von Kuhlmann stammt, sondern von einem Kind in Thailand. Darauf ist sehr viel Blau zu sehen, und vereinzelt Menschen mit großen Köpfen und ausgestreckten Händen, mit schwarzer Pinselfarbe fein daneben geschrieben: *Nato. Tsunami*.

Am zweiten Weihnachtstag 2004 macht Peter Fischer mit seiner damaligen Frau und dem Kind Urlaub in der thailändischen Stadt Surin. Seine Frau weckt ihn morgens um acht, weil die Lampen und die Zahnputzbecher im Regal wackeln. Fischer beschwichtigt, dass in der Nähe wohl irgendwo gebaut werde. Er weiß nicht, dass dies die Ausläufer des weit entfernten Erdbebens sind. Sie frühstücken und gehen an den Strand. Gegen 10 Uhr merkt Fischer plötzlich, wie das Wasser verschwindet. Dann sieht er die Welle in der Ferne, sie ist nicht groß, aber ihre Wucht ist zu erahnen. Fischer schreit: *Weg, weg!* Sie haben Glück, direkt hinter dem Strand ist eine Bucht, über eine Beton-  
treppe von 50 Stufen können sie nach oben laufen. Dort harren sie aus, die Welle kommt, nicht bis zu ihnen nach oben hoch, aber rechts und links von der Bucht trifft sie auf flaches Land, reißt alles mit. Die Wasserfontäne spritzt dutzende Meter hoch. Autos, Häuserdächer schwimmen daher wie Streichhölzer, der Strom fällt aus, Jet-Skis vom Strand krachen in die Gebäude, die mitgerissenen Schiffe zerbersten an Land. Dann

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

zieht sich das Wasser wieder zurück und reißt alles in die andere Richtung mit. Auf dem Wasser schwimmen Leichen. Nach drei Minuten ist es vorbei, Vögel zwitschern in die Stille, Kokosnüsse fallen vom Baum, kein Wind geht.

Fischer hat damals sofort geholfen. Am folgenden Tag rief er Kuhlmann an, der sich in den nächsten Flieger setzte. Die beiden unterstützten den Bau von staatlichen Schulen, sammelten Geld für die Infrastruktur und die Ausstattung. Sie setzen sich mit den Kindern an den Tisch und ließen sie Bilder von ihren Erlebnissen malen. Traumabewältigung. Am Ende wurde es das längste Kinderbild der Welt, 200 Meter lang. Kuhlmann und Fischer erzählen emotional, aber nicht von sich selbst. „Um uns geht es nicht. Die Kinder haben alle Familienmitglieder verloren, nicht wir.“

Durch die gemeinsame Hilfe für die Tsunami-Opfer wissen viele Einwohner in Frankfurt von der Freundschaft zwischen Fischer und Kuhlmann. Der Künstler erhielt deswegen im Januar eine E-Mail mit dem Betreff „Fischer“. Darin standen Sätze wie: Du bist der Scheiß-Fischerfreund. Wenn er mal wieder zu dir kommt, werden wir euch beobachten, werden euch jagen. Mal sehen, ob er dann noch so eine große Schnauze hat.

Im Winter hatte sich Fischer mit der AfD angelegt. Es ging um die Frage: Können Mitglieder der AfD auch Mitglieder der Eintracht sein? Fischer sagte öffentlich und klar: Nein. AfD-Funktionäre zeigten ihn an. Im Landtag wurden Sitzungen wegen Fischer anberaumt, das heute-Journal befragte ihn. Eintracht Frankfurt wurde Kaleidoskop eines Landes, das sich nach der Bundestagswahl erstmals damit beschäftigte, wie es mit einer rechtspopulistischen, aber demokratisch gewählten Partei im Parlament umgehen sollte. Und die seriösen Nachrichtensender befragten ausgerechnet den Paradiesvogel. Fischer antwortete auf seine brachiale Art. Er tritt Türen ein, bevor er nach dem Schlüssel sucht. Selbst wenn er vor der richtigen Tür steht. Zunächst erweckten seine Interviews den Anschein, Eintracht Frankfurt würde AfD-Wähler ausschließen – was der Klub gar nicht kann. Doch Fischers Gegner konnten von „Gesinnungspolizei“ erzählen. Und: Er sprach von „brauner Brut“. Das ist der einzige Part, den auch sein Freund Kuhlmann kritisch sieht. Fischer sagt: „13 Prozent haben im letzten Jahr Rechte und Rechtspopulisten gewählt.“ Ihm wurde oft vorgeworfen, alle Wähler und Funktionäre mit Na-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

zis gleichzusetzen. Fischer antwortet mit den Zahlen, die er als Kind in Lich gehört hatte. „1930 haben 18 Prozent die NSDAP gewählt. Sie haben nicht gewählt, dass sechs Millionen Juden vergast werden. Nicht, dass es 50 Millionen Tote gibt. Nicht, dass Kinder in Euthanasieverfahren getötet werden. Aber sie haben mit ihrer Wahl den Weg dafür frei gemacht.“

Er wird laut, trommelt auf den Tisch, wirft die Hände hoch, als würde er im Wahlkampf reden. „In unserer Satzung steht: Wir sind gegen Ausgrenzung, gegen Menschenverachtung, für Internationalität und Überreligiosität. Die Satzung ist das Gesetz des Vereins.“ Pause. „Wenn du das liest, wenn du es laut vorliest, dann musst du dagegen halten, was die Verantwortlichen dieser Partei sagen. Wie sie von ‚Tausend Jahren Deutschland‘ reden. Wie sie das Dritte Reich einen ‚Vogelschiss‘ der Geschichte nennen. Einen Vogelschiss. EINEN VO-GELSCHISS. SECHS MILLIONEN JUDEN UMGEBRACHT! 50 MILLIONEN TOTE! Ein Vogelschiss.“ Pause. „Deswegen sage ich: Prüft euch! Wenn ihr die Werte der Eintracht lebt, könnt ihr nicht das Gegenteil wählen. Es ist unvereinbar.“

Peter Fischer ist enttäuscht, dass sich kein Verein seinem Statement anschloss, obwohl es viele Klubs intern unterstützten. Das hängt wohl mit dem Zeitgeist zusammen, in der sich Politikerbausteine wie „ein Stück weit“, „Stand jetzt“ oder „zu einem gewissen Grade“ in der Alltagssprache etabliert haben und jede Meinungsäußerung noch mehr Verständnis bekommt. Wenn Politiker davon sprechen, Menschen zu „entsorgen“, fragen Moderatoren tatsächlich noch mal nett nach, wie das denn gemeint war. Fischer ist deswegen im heute-journal und anderswo gefragt, weil er nicht nur ein Stück weit überrascht ist. Er spricht über Europa und Frieden. Darüber, wie sich der Sport, mit seiner gesellschaftlichen Bedeutung, einfach versteckt. Fischer erhält in diesen Tagen viele Ehrungen, wird auf der Straße angesprochen, fremde Leute recken ihm die Faust entgegen zum Zeichen, dass er weiter kämpfen solle. Andere fremde Leute schreiben ihm Mails, dass er ein widerlicher Hetzer sei. Dass sie ihn jagen werden. Oder dass er in Auschwitz vergessen wurde.

Am Abend fährt er durch das Bankenviertel zu seinem Stammitaliener „Saverio Florian“. Umarmungen, Küsschen für den Presidente. Er genießt das. Fischer ist ein

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Aufsteiger vom Arbeiterkind und Halbwaisen zu einer einflussreichen Persönlichkeit. Er kostete diesen Weg wie Gerhard Schröder mit Basta-Indifferenz und Lebemannattitüde aus. Aber anders als der Altkanzler klammert er sich fest an seine proletarischen Wurzeln. Als würde er noch heute in der Schmiede seines Opas anrufen. Er sagt, dass er in einer Mietswohnung lebe, mit seiner brasilianischen Freundin und Bekannten. Für Restaurants hat er das Siegel „Gutes Essen, schießeteuer“. Fischer hat einen Tsunami überlebt, er hat vor nicht allzu vielen Dingen Angst. Wohl aber große Furcht davor, zum Establishment, zur Elite gezählt zu werden. „Die Leute können mich alles nennen, Arschloch, Penner, keine Ahnung vom Fußball und und und. Aber sie können nicht sagen, dass ich arrogant bin. Das bin ich mit Sicherheit nicht.“

Ein paar Tische weiter stellen sich Anzugträger mit Namen, Funktion und Arbeitgeber einander vor, schieben affektiert Visitenkarten hinterher. Fischer schaut genervt. Er ruft durch den ganzen Laden. „Saverio! Saverio!“ Alle Gäste drehen sich um. Ist das der Präsident von der Eintracht? Der Restaurantbesitzer Saverio schraubt gerade am Fernseher, die WM läuft. Er schaut hoch und Fischer grölt: „Kannste vergessen. Italien bei der WM bekommst du nicht rein. Auf keinem Sender.“ Dann lacht Peter Fischer kehlig und geht. Er schlendert durch die Schlucht der Hochhäuser. Der wahrscheinlich einzige Mann im Bankenviertel, der im Sakko ein übergroßes Tattoo-Bild eingestickt hat. Mit Totenkopf, Adlerkopf und der Inschrift: Eintracht Frankfurt für immer.



## This is Java!

*Zwölf Fans starben allein in diesem Jahr im indonesischen Fußball. Jede Auswärtsfahrt könnte deshalb für die Ultras von Persija Jakarta die letzte sein. Ein Roadtrip durchs Kriegsgebiet*

Von Andreas Bock, 11Freunde, 20.12.2017

Bei Kilometer 243 sind sie da. Kurz nach Mitternacht, auf dem endlosen Asian Highway 2, huschen sie über die Felder. In der Dunkelheit erkennt man ihre Silhouetten. Wie sie ihre Munition zusammensuchen. Wie sie sich in den Gräben hinter der Leitplanke verschanzen.

Kleine Krieger, kleine Kerle, die meisten kaum älter als 15, 16 Jahre. Sie sind Fans des indonesischen Erstligisten Persib Bandung, und diese Gegend, West-Java, ist ihr Revier. Der Fahrer des Persija-Busses beschleunigt, aber es ist zu spät. Ein Stein fliegt und dann noch einer. Treffer. Scherben auf den Sitzkissen, Blut auf den Wangen eines Jungen. „Anhalten!“, ruft einer, und der Wagen kommt mitten auf der Straße zum Stehen. In der Hitze der Nacht rasen die Autos vorbei, grelle Lichthupen über dem Asphalt, irritierte Blicke hinter den Fenstern, während sich die Anhänger von Persija Jakarta auf die Gegenoffensive vorbereiten. Keine Gnade, keine Furcht, aber hati-hati, immer auf der Hut! Sie stürmen aus dem Bus. Bewaffnen sich mit herumliegenden Stöcken. Schwingen Bambusrohre wie Samuraischwerter. Schießen Leuchtraketen in den javanischen Himmel, um die Peripherie zu erhellen. „Da hinten! Das sind sie!“ In der Ferne sieht man noch die Umrisse der Persib-Fans, unerschrockene Gesichter, triumphierendes Lachen. Sie sind schon viel zu weit weg. „Feige Hunde!“

Drei Tage zuvor, am 30. Oktober 2017, hatten die Polizei und der Fußballverband entschieden, Persija Jakartas Heimspiel gegen Persib Bandung auf einen Freitagnachmittag ins 600 Kilometer entfernte Surakarta zu verlegen. Aus Sicherheitsgründen, hieß

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

es. Denn bei diesem Spiel der verhassten Rivalen, das einige Old Indonesia Derby und andere den Clásico nennen, kommt es regelmäßig zu Ausschreitungen. Aber es war naiv zu glauben, diese Maßnahme würde die Situation beruhigen. Und vielleicht war es auch ein wenig arglos, sich überhaupt auf diesen Roadtrip zu begeben. 18 Stunden auf der Autobahn. 18 Stunden in einem Fanbus mit 59 Plätzen, in dem nun etwa 75 aufgekratzte Persija-Ultras übereinander stehen, sitzen und liegen wie menschliche Tetrissteine. 18 Stunden für den großen Triumph, Highway to Heaven, aber erst mal geht's durch die Hölle. Der Kontaktmann, auch ein Junge aus der Fanszene, hatte vor der Abfahrt eine SMS geschrieben: „Setzt euch nicht ans Fenster!“ Und auf Nachfrage: „Es geht durch West-Java, Feindesland. Manchmal wird man nett begrüßt.“

Dahinter ein Smiley. Mit dem Flugzeug hätte man für die Strecke Jakarta–Surakarta eine Stunde benötigt; die sichere Alternative, einerseits. Aber kann man den Wahnsinn des indonesischen Fußballs beschreiben, wenn man ihm nicht wenigstens einmal ins Auge schaut?

Diese Geschichte handelt von einer weiten Reise und einer innigen Liebe – aber sie hat kein Happy End. Sie erzählt von Treue, Ehre, Stolz und dem ganzen pathetischen Rattenschwanz. Es geht um junge Menschen, die für die Farben ihres Vereins alles tun würden, sogar sterben. Und das ist keine Floskel, sondern bittere Realität, denn seit 1995 sind bei Fußballspielen in Indonesien 65 Fans gestorben. Aber es geht auch um korrupte Funktionäre und irre Klubbesitzer. Um einen Fußball, der seit Jahren auf der Intensivstation liegt und eigentlich nur noch künstlich am Leben gehalten wird. Sie spielt in einem Land, das die Schriftstellerin Elizabeth Pisani mal eine „unglaubliche“ Nation genannt hat, und vermutlich gibt es kein Adjektiv, das Indonesien besser beschreibt. Am Anfang stehen immer diese Superlative: 17 504 Inseln, 360 Ethnien, 719 Sprachen. Nirgendwo auf der Welt leben mehr Muslime in einem Land als hier. Die Nation liegt auf dem vierten Platz der bevölkerungsreichsten Staaten, Groß-Jakarta ist mit 30 Millionen Einwohnern nach Tokio die zweitgrößte Agglomeration der Welt. Dann noch all diese Bilder aus der blutigen Vergangenheit, die fast jeder hier in sich trägt. Die drei Jahrzehnte währende Diktatur Suhartos, die Massaker der sechziger Jahre, die Eroberung Ost-Timors in den Siebzigern. Am Ende immer die Frage: Was ist Indonesien

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

heute? „Es ist trotz seiner Größe das unsichtbarste Land der Welt“, hat der berühmte indonesische Unternehmer John Riady gesagt. Denn was weiß man wirklich? Der Westen kennt es als Name auf einem Lonely-Planet-Reiseführer, Backpacking-Folklore, Traumstrandidylle, Bali, Lombok, die Gili Inseln. Die Nasi-Goreng-Garküchen in Surabaya, die Wayang-Schattenspieler in Malang, die Bajaj-Fahrer in Jakarta, „Mister, Mister, Taxi?“ Und zwischendurch liest man immer mal wieder Nachrichten wie diese: „Verurteilte Drogendealer könnten in Indonesien auf einer Insel landen, die von aggressiven Krokodilen statt von Gefängniswärtern bewacht wird.“ Unglaublich? „This is Indonesia!“, sagen die Einheimischen.

„Welcome to Jakarta“, hatten die Ultras von Persija kurz nach der Ankunft geschrieben. Ihr Verein ist einer der größten im Land, aber die Erfolge liegen schon einige Jahre zurück. 2001 gewann der Klub zuletzt die Meisterschaft. Aber das ist nun nebensächlich, denn das Spiel gegen Persib erzählt eine ganz eigene Geschichte. Es ist zwar nicht so farbenfroh wie das marokkanische Derby zwischen Raja und Wydad Casablanca und auch nicht so laut wie eines in Istanbul. Aber es geht so brutal zu wie bei vermutlich keinem anderen Fußballspiel auf der Welt. Es ist ein Duell, in dem sich das ganze Chaos entlädt. Der totale Exzess. Das ultimative Extrem. Der Kampf zwischen der Hauptstadt und der Provinz West-Java.

Die Reise nach Surakarta beginnt am Donnerstag, den 2. November. Treffpunkt ist ein Supermarkt in Tambora, West-Jakarta, die Slums nur einen Steinwurf entfernt. Schon die einstündige Fahrt aus Zentral-Jakarta nach Tambora ist ein Höllenritt durch ein urbanes Labyrinth, das für die einen Traum und Sehnsuchtsort ist, für die anderen ein Moloch und Gerüst, provisorisch zusammengehalten von Ersatzteillagern, Wellblechhütten, Eisen, Rost, Hochhäusern, Shoppingmalls, Baustellen, Moscheen, Lichtern, Lärm, Mopeds, Autos, Hitze.

Momentan ist es besonders chaotisch, denn Jakarta rüstet auf für die Asienspiele 2018. Vor einigen Jahren ordnete die Regierung wegen des hohen Verkehrsaufkommens an, dass zu Stoßzeiten mindestens drei Personen in einem Wagen sitzen müssen. Die Superreichen flogen daraufhin mit Privathelikoptern zur Arbeit, die Normalreichen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ließen sich chauffieren und lasen am Straßenrand sogenannte „Jockeys“ auf, die sich für ein paar Rupiah als dritter Fahrgast anboten. Unglaublich? Ach.

Am Supermarkt in Tambora spielen zwei junge Männer Lieder des indonesischen Musikers Iwan Fals, der zur Suharto-Zeit als Asiens Bob Dylan galt. Bald trudeln die ersten Persija-Fans ein und singen den Protestsong „Bento“ voller Inbrunst mit, als könnten sie alles, die blutige Vergangenheit und auch die harte Gegenwart, einfach niederbrüllen. Sie sind Kinder, Teenager, Engel, Heilige, Märtyrer, Halbstarke, Verbrecher, Ausgestoßene, Vergessene, Verlorene – es kommt nur auf die Perspektive an. Ihre Gesichter sind voller Spuren, aber eigentlich ist alles an ihnen, die Haare, die Haut, die Körper, zart und fragil wie Orangenpapier.

Die meisten von ihnen haben keinen Job, sie sprechen kein Englisch, sie waren nie im Ausland, viele haben noch nicht ein einziges Mal in ihrem Leben die Insel Java verlassen. Aber sie wissen, was die zwei Wörter auf ihren T-Shirts bedeuten: Crazy Boys. Es ist eine von zahlreichen Persija-Ultragruppen. Ihre Gang. Etwas, das ihnen in diesem riesigen und zerfaserten Inselstaat zumindest ein wenig Halt und Glück verspricht. Sie setzen sich vor den Supermarkt und trinken selbstgebrannten Schnaps, Ciu, abgefüllt in PET-Flaschen. Die besonders Harten verstärken ihn mit Insektenschutzmittel. „Drink!“, sagt einer und hält das Gesöff in die Luft. „What’s your name, Mister?“, fragt ein anderer und reicht schüchtern seine Hand. Es ist, als würde man in Watte greifen.

Am Bus steht Luthfi Ryan. Er trägt Trainingsjacke, Brille und ein wenig Bart. Er ist kräftiger als die anderen und der Organisator der Tour. Auf einem Zettel hat er die Namen der Mitreisenden vermerkt und ruft sie nun nacheinander auf. 300 000 Rupiah kostet das Paket aus Reise, Verpflegung und Eintrittskarte, das sind etwa 18 Euro, eine Stange Geld für jemanden, der normalerweise 50 oder 60 Cent für ein Abendessen ausgibt. „Keine Sorge“, sagt Luthfi, „wir werden heute Nacht von der Polizei eskortiert.“ Bis nach Surakarta? „Ja!“

Luthfi ist 20 Jahre alt und arbeitet in einem Copyshop. Wenn man ihn fragt, was seine Wünsche für die Zukunft sind, sagt er, Persija solle es gut gehen. Die westliche

Kultur und den europäischen Fußball kennen er und seine Freunde aus dem Internet oder aus Filmen. Sie finden die Ultras von Galatasaray gut, interessieren sich für Fankultur aus Italien und Argentinien. Aber vor allem lieben sie England. Bands wie die Stone Roses oder Oasis und den Look der Casuals, den Hooligan-Chic der achtziger Jahre. Sie haben Filme wie „Green Street Hooligans“ oder „Awaydays“ gesehen und tragen die gleichen Logos wie die Protagonisten mit Stolz am Revers: Sergio Tacchini, Fila, Adidas. Auch deshalb erscheint ihre Gruppe an diesem Ort wie ein riesiger asiatischer Markt, auf dem die Kopien europäischer Subkulturen feilgeboten werden. Dabei scheint es beinahe egal, wie das Original aussah, oder dass sich ihre Referenzen auf eine Zeit beziehen, die lange vorbei ist. Es geht um den Style, die maskuline Pose, ausgeschnitten aus den rauen Achtzigern, eingeklebt ins Jakarta der Gegenwart. Ein Junge zeigt Facebook-Bilder der Persija-Hooligans, die sich „Tiger Bois“ nennen und natürlich oberkörperfrei vor der Kamera posieren, die Gesichter sind verpixelt. So wie sie es bei europäischen Banden gesehen haben. „Die Inter City Firm ist die härteste Gang, oder?“, fragt einer, der ein Shirt trägt, auf dem „Forever Blowing Bubbles“ steht. Später kommt ein Junge dazu, auf dessen Hemd der Satz prangt: „No one like us, we don't care. We are Persija!“ West Ham und Millwall statt Paris Saint-Germain und Real Madrid. Ackerromantik statt Familienblock.

Wenn in den vergangenen Jahren im Westen über indonesischen Fußball gesprochen wurde, ging es meist um Themen wie Spielmanipulationen, Korruption oder den FIFA-Ausschluss 2015, nachdem sich die Politik in den Fußball eingemischt hatte. Zuletzt sorgte der Transfer des ehemaligen Chelsea-Spielers Michael Essien zu Persib Bandung für Aufsehen. Aber sonst? Spielen die Indonesier nicht lieber Badminton? In Wahrheit leben in Indonesien die fußballverrücktesten Menschen Asiens. Selbst China, wo angeblich gerade ein Fußballwunderland entsteht, wirkt im Verhältnis dazu blass. Der Fußballboom in Indonesien begann mit Übertragungen der Serie A in den Neunzigern, danach eroberten die englischen und spanischen Vereine das Land. Klubs wie Real Madrid und Juventus Turin haben mittlerweile Websites in der Landessprache Bahasa Indonesia, der indonesische Fanklub von Manchester United zählt über 31 000 Mitglieder und hat 114 Chapter im Land. Und dann sind da noch die einheimischen Ligen, international kaum beachtet, qualitativ auf deutschem Drittliganiveau, aber im

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Land selbst, trotz aller Skandale, mit einer ungebrochenen Strahlkraft. Noch ein paar Superlative: 1985 strömten 150 000 Zuschauer zum Finale der nationalen Amateurliga ins Gelora-Bung-Karno-Stadion. Heute kommen selbst zu Spielen eines Zweitligisten wie PSS Sleman regelmäßig über 30 000 Fans. Und der Erstligist Persib Bandung ist mit knapp zehn Millionen Facebook-Followern der beliebteste Fußballverein in ganz Asien.

Gegen 19 Uhr ist Abfahrt. Ein Gebet zu Beginn, die Fans bitten Gott, er möge Persijas Spieler stark und schnell machen. Dabei dröhnt „You’ll Never Walk Alone“ aus den Boxen, eine Coverversion der indonesischen Punkband Keotik. Danach Oasis, „Live Forever“, das Original. Maybe I just want to fly, singt Liam Gallagher, I want to live, I don’t want to die, es könnte ihr Soundtrack sein. Bei Kilometer 17 der erste Stop auf einem Rastplatz, und nun erkennt man auch den Ausmaß dieser Tour. Denn nicht nur die Crazy Boys sind auf dem Weg nach Surakarta, es sind Hunderte, Tausende, ein ganzer Konvoi schleppt sich in dieser Nacht über den Highway, einige sind sogar mit Mopeds unterwegs. Die Fans stolpern aus den Bussen und Autos hinüber zu den Satay-Verkäufern, und die Ciu-Flasche kreist durch die Reihen, „Mister, Mister, drink!“ Bier trinken sie nicht, kostet zu viel, betäubt zu wenig.

Vor der Weiterfahrt schaut Rifki Haikal auf sein Handy und prüft die Route. Der 20-Jährige trägt Windbreaker, britische Flat-Cap, Southampton in West-Java. „Noch sind wir sicher“, sagt er. „Aber in 30 Kilometern wird’s gefährlich!“ Was ist mit der Polizeieskorte? „Polizei? Die kommt heute nicht mehr.“ Früher hat Rifki in einem lokalen Supermarkt gearbeitet, jetzt ist er arbeitslos. Er träumt von einer eigenen Firma, will Klamotten produzieren, coole Slogans auf T-Shirts drucken, so wie es die jungen Leute in England machen. Letztes Jahr war er dabei, als ihr Konvoi von Persib-Fans mit Steinen attackiert wurde und zwei Freunde starben. Einer lag schon am Boden, als die Angreifer mit einer Axt auf ihn einschlugen – bis er sich nicht mehr regte. Keine Gnade. Rifki schaut aus dem Fenster. Was dieser Vorfall mit ihm gemacht hat, kann er nicht sagen. Warum er trotzdem noch mitfährt schon: „Ich folge meinem Herzen. Gott beschützt mich.“ Dann schweigt er.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Bei Kilometer 39 knallt es zum ersten Mal. Einen Bus hat es erwischt, eine Scheibe ist zersplittert, verletzt ist aber niemand. Kurzer Halt mitten auf der Autobahn. Auf der Leitplanke sitzen Dinar und Raina. Sie sind 15 und 16 Jahre alt und die einzigen Mädchen im Bus. Sie gehen noch zur Schule. Auch sie wollen nicht über ihre Ängste sprechen. Lieber darüber, dass Persija stark sei. Und die Eltern? Hati-hati, immer vorsichtig sein, sagen sie. Neben ihnen setzt sich Anas auf die Straße, 17 Jahre jung, ebenfalls noch Schüler, ein Oasis-Shirt in der Größe XS flattert am Körper, eine halbe Portion, so schmal, dass man Sorge hat, die nächste Windböe könnte ihn zurück nach Jakarta wehen. „So ist das mit Rivalen, bei Liverpool gegen Everton, bei West Ham gegen Millwall, überall“, sagt er und versucht grimmig zu gucken. „Überall geht es um Leben und Tod!“ Er nimmt einen Schluck aus der Ciu-Flasche, um die Chips runterzuspülen. Ob er Persib-Fans persönlich kenne, möchte man wissen. „Klar“, sagt er. „Viele in meiner Klasse sind Persib-Fans, auch Freunde.“ Und wenn du sie hier treffen würdest? „Dann müssten sie sterben.“ Er lächelt, seine Freunde lächeln auch, und Liam singt wieder von vorne: Lately, did you ever feel the pain?

Wenig später sind auch ein paar Polizisten vor Ort. Ein bisschen Präsenz zeigen. Sie schreiten mit ihren Pumpguns an den Leitplanken gemächlich auf und ab, als wären sie Schauspieler, die gerade ihre Rolle als Polizist durchgehen und darauf warten, dass jemand „Action“ ruft. Was ist Realität? Was ist Fiktion? Und wo sind überhaupt die Angreifer abgeblieben? Ach.

Eigentlich ist es absurd, dass dieses Spiel nach Surakarta, an einen sogenannten neutralen Ort verlegt wurde. Schließlich sind Auswärtsfans bei den Partien zwischen Persija und Persib seit Jahren nicht mehr zugelassen. Das Problem: Persija hat momentan kein eigenes Stadion, da es für die Asienspiele renoviert wird. Die Heimspiele trägt das Team in Bekasi aus, einer Stadt im Speckgürtel von Jakarta, aber eigentlich schon Persib-Land, West-Java. Die Polizei verlagerte das Problem also einfach – und schuf dadurch diesen aberwitzigen Konvoi und das dazugehörige Kamikazeszenario.

„Psst!“, flüstert ein Junge. „Adjap!“ Er steht ein paar Meter hinter einem Polizisten, grinst und zeigt einen Aufkleber, auf dem die Abkürzung „A.C.A.B.“ prangt. Auch Rifki, der Junge mit dem Windbreaker, setzt ein Gewinnerlächeln auf. Als wäre dieser

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Trip ein Spiel. Wie „Schiffe versenken“ auf der Autobahn, die Flotte ist getroffen, aber kein Problem, sie fährt ja noch. „Persib ist schwach, und wir sind stark!“, sagt Rifki, als sich der Konvoi wieder in Bewegung setzt und draußen die Lichter von amerikanischen Fastfoodrestaurants vorbeifliegen wie aus einem fernen Universum und einem anderen Leben, McDonald’s, Kentucky Fried Chicken und so weiter. You and I are gonna live forever.

Eine öffentliche Debatte um Fangewalt im indonesischen Fußball hat es bislang kaum gegeben. Vor acht Jahren erschien ein Film zu dem Thema, „Romeo Juliet“, eine Liebesgeschichte zwischen einem Persija-Fan und einer Persib-Anhängerin. Der Regisseur wollte zeigen, dass es auch miteinander geht. Einige Fans tobten vor Wut, weil das niemals möglich sei. Auch das indonesische Magazin „Tempo“ berichtet gelegentlich über Fußballfans in Indonesien, zumeist kenntnisreich und investigativ. Vor einigen Monaten übersetzte sogar der „Guardian“ eine „Tempo“-Story mit dem Titel „Jakarta’s Hooligan Problem“. Es war das erste Mal, dass dieses Thema ausführlich in einer großen westlichen Zeitung behandelt wurde.

Ansonsten gibt es Einzelkämpfer ohne große Lobby. Etwa den Journalisten Akmal Marhali und den ehemaligen Verbandsfunktionär Llano Mahardika. Vor ein paar Jahren haben sie die Organisation „Save our Soccer“ (S.O.S.) gegründet und eine Art Monitoring-System entwickelt. Mit zahlreichen ehrenamtlichen Mitarbeitern durchleuchten sie den indonesischen Fußball in all seinen Facetten. Sie führen auch Buch über die Randalen und die Toten. Einen Tag vor der Abreise nach Surakarta sitzen sie in einem Café in Zentral-Jakarta. Marhali, 38, beige Hose, schwarzes Hemd, entschlossener Blick, hat einen Stapel Unterlagen mitgebracht. Aber zunächst beugt er sich nach vorne, als habe er Sorge, dass jemand mithört. „65 Tote!“, sagt er und lässt die Zahl in der Hitze verpuffen. 65 Tote haben er und seine Mitarbeiter im indonesischen Fußball seit 1995 gezählt. Alleine 2017 kamen elf Fans im Rahmen von Fußballspielen ums Leben. Die Dunkelziffer könnte sogar noch viel höher liegen. Auf einer Grafik ist zu sehen, wie die Anhänger gestorben sind: durch Schläge und Tritte (24), durch Messerstiche (14), andere fielen aus den fahrenden Bussen oder wurden von Feuerwerkskörpern getroffen, einer wurde erschossen. Einmal wurde ein Junge zu Tode geprügelt, weil er



bei einem Tor Persijas kaum gejubelt haben soll. Die Persija-Anhänger dachten daher irrtümlich, er wäre ein Persib-Fan, der sich in ihre Kurve eingeschlichen habe. Woher kommt nur diese rasende Wut? Warum fehlt der Respekt vor dem Leben?

Die Spuren reichen weit in die Vergangenheit, in die Dekaden der Suharto-Diktatur. Einige der Männer, die Mitte der Sechziger über eine Million Kommunisten massakriert haben, leben heute noch. Und sie fühlen sich als Helden. Sie erzählen öffentlich und detailverliebt von ihren Morden. Sie berichten von rollenden Köpfen und abgeschnittenen Penissen, und sie lächeln dabei. Aber die Faszination für das Extreme hat auch etwas mit den Post-Suharto-Jahren zu tun, der Zeit nach 1998. Damals bekamen die indonesischen Regionen und Städte mehr politische Bedeutung, und es entwickelte sich ein verstärkter Lokalpatriotismus. Das Land war im Aufbruch, Punks liefen durch die Straßen Jakartas, Galerien eröffneten, die Zeitungen druckten kritische Berichte, und auch wenn Fußballstadien zuvor schon mehr Freiraum als andere Orte in Indonesien geboten hatten, konnte man nun noch lauter schreien, schimpfen und vor allem kämpfen. Gleichzeitig kam das Internet auf und zeigte den jungen Menschen, was sie über all die Jahre verpasst hatten. Auf einmal erschien die Welt nicht mehr riesengroß, selbst Indonesien mit seinen 17 504 Inseln wirkte übersichtlich und aufgeräumt. Man musste nur mit der Maus die richtigen Links anklicken.

Heute werde Indonesien zwar demokratisch regiert, man dürfe aber nicht glauben, dass alles sauber ablaufe, sagt Marhali. Vor allem nicht im Fußball, wo Personen das Sagen haben, die schon zu Suharto-Zeiten in den Schaltzentralen saßen. „Wem sollen die jungen Menschen hier vertrauen?“, fragt Marhali. „Wo sind die Vorbilder?“ Und dann beginnt er einen halbstündigen Monolog. Immer wieder tauchen darin Männer auf, gegen die selbst Sepp Blatter, Jack Warner und Co. aussehen wie Vorschüler. Er berichtet von korrupten Unternehmern, die vier oder fünf Erstligavereine gleichzeitig besitzen, was der Wettmafia aus Singapur oder Malaysia Tür und Tor öffne. Er holt sein Handy hervor und zeigt geheime Aufnahmen, die Mitarbeiter von ihm gemacht haben. Auf einem ist zu sehen, wie ein Geldkoffer den Besitzer wechselt, damit ein Spiel verschoben wird. Er erinnert an Nurdin Halid, den ehemaligen Verbandspräsidenten, der zwei seiner acht Amtsjahre wegen Steuervergehen im Gefängnis verbracht hat. Als er sich 2011 zur

Wiederwahl stellte, löste er massive Fanproteste aus. Das wiederum nutzte der Ölmilliardär Arifin Panigoro aus und gründete eine illegale zweite Erste Liga. Er kaufte alte Vereine auf oder gründete neue. Danach spielten 15 Mannschaften in der staatlichen ersten Liga und parallel 19 in der illegalen „Super League“. This is Indonesia!

Das Thema Fangewalt tangiert in diesem Irrgarten des Wahnsinns kaum jemanden aus der Regierung oder dem Verband. Es gibt immer Wichtigeres. Ende Mai 2012 wurde etwa auf Druck von islamischen Hardlinern ein Lady-Gaga-Konzert in Indonesien verboten, während beim Clasico, der beinahe zeitgleich stattfand, drei Persib-Anhänger starben. „Fans und Ausschreitungen liegen nicht in unserem Verantwortungsbereich“, teilte auch der Fußballverband PSSI im Jahr 2016 mit. Die neue Generalsekretärin des PSSI, Ratu Tisha Destria, verspricht immerhin einen moderneren Kurs. Sie möchte eine Abteilung für Fanbelange gründen.

Marhali ist skeptisch. Er blättert in einer alten 11 FREUNDE-Ausgabe. Seine Augen bleiben an einem Bild hängen, das Bayern-Fans in einem Polizeikessel zeigt. „So etwas müsste es bei uns auch geben“, sagt er da. „Kontrollen am Stadion, verbesserte Infrastruktur, Kameras, ein professionelles Ticketing-System, Administratoren aus Europa.“ Marhali entwirft im Handumdrehen ein kleines Law-and-Order-Programm. Vielleicht ein Zeichen von Ohnmacht und Ratlosigkeit. Oder ist das Problem wirklich nur mit der harten Hand zu lösen? Marhali überlegt. Er ist eigentlich einer, der den Leuten die Hand reichen möchte. „Wissen

Sie, was gut wäre?“, fragt er und seine Augen leuchten. „Wenn wir den Fußball endlich sterben ließen. Nur für ein, zwei Jahre, und dann könnten wir ihn wieder aufbauen.“ Außerdem würde er sich ein Benefizturnier zu Ehren der Toten wünschen. Alle Klubs sollten daran teilnehmen, und rund um das Stadion würden sie Fotos der Verstorbenen aufhängen. „Wir würden sie sichtbar machen“, sagt er. „Die Fans würden aufeinander zugehen und darüber sprechen.“ Er hält kurz inne. „Wissen Sie, was der Verband dazu sagt? Er sagt: ‚Mister Marhali, das ist keine gute Idee!‘“

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kilometer 243. Der Bus brettert mit 100 km/h über den Highway, als der Stein – es ist der fünfte oder sechste Angriff der Nacht – im letzten Fenster einschlägt. Während die meisten Persija-Ultras auf die Felder rennen, kehren andere die Scherben zur Seite.

Vor einigen Jahren wurde ein Waffenstillstand von den führenden Köpfen der rivalisierenden Fangruppen vereinbart. „Aber wie soll man zehntausende Fans kontrollieren?“, fragt Diky Soemarno. Der 30-Jährige ist Generalsekretär bei Jakmania, der Dachorganisation aller Persija-Fans. Auf seinem T-Shirt steht „Sleep, Eat, Persija, Repeat“. Anders als die meisten in dem Konvoi spricht er fließend Englisch und hat einen gutbezahlten Job bei einer südkoreanischen Internetfirma. Er ist selbst Vater, sein Sohn ist fünf Jahre alt und heißt Mikael Zola Adidas. Zola wegen des ehemaligen Chelsea-Spielers, Adidas, nun ja, wegen Adidas. Das erste Mal war Diky im April 1998 bei einem Spiel von Persija, kurz vor dem Ende des Suharto-Regimes. Einen Tag später wurde er Mitglied bei Jakmania. Danach tauchte auch er tief ein in die Welt des Internets, und am liebsten verlor er sich auf Seiten der argentinischen Barra Bravas, die nach den Toren an den Zaun rennen und in Ekstase geraten. Dann sah er Ende der Neunziger beim indonesischen Klub Arema Malang die ersten Choreos und dachte, so etwas bräuchten sie auch bei Persija.

Diky ist ein smarterer junger Mann und kann sich gewählt ausdrücken. Er mag Musik von Coldplay, er war schon in Singapur und Thailand. Bald möchte er nach Japan. Wie die anderen glaubt er an Gott, an die Hölle und den Himmel. Aber er driftet wie die anderen gerne in Kriegsrhetorik ab. Er sagt, er sei ein guter Kämpfer. Oder dass er nicht mehr nach Bandung fahren könne, weil sie ihn töten würden. Ist dieser Fankrieg nicht haram, eine Sünde? Diky verdreht die Augen. „This is Indonesia“, sagt auch er. „Du kannst die Dinge nicht logisch erklären!“

Diky weiß auch, wie der Krieg mit Persib angefangen hat. Diese Rivalität entspinnt sich nicht über den Glauben der Fans wie bei Celtic gegen die Rangers. Sie fußt auch nicht auf dem Kampf von Arm gegen Reich wie in Argentinien bei Boca Juniors gegen River Plate – selbst wenn Persijas Fans gerne behaupten, Persib könne sich Spieler wie Michael Essien nur leisten, weil es von dem viertreichsten Mann des Landes, dem Multimilliardär Anthoni Salim, unterstützt wird. Eigentlich entstand die Rivalität –

wie so vieles in Indonesien – durch Zufall. Als hätten die Anhänger eines Tages beschlossen, dass sie endlich auch Feinde benötigen. Bis zur Jahrtausendwende fand das große Derby zwischen PSMS Medan und Persib statt, viele nennen dieses Spiel sogar heute noch den wahren indonesischen Clásico. 2001 aber, bei einem Auswärtsspiel in Bandung, sollen Persib-Fans neun Busse mit Persija-Anhängern überfallen haben. Es war die Geburt eines neuen Clásico, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Natürlich sind noch zahlreiche andere Versionen der Entstehungsgeschichte in Umlauf, und natürlich behaupten Persib-Fans, die Persija-Anhänger hätten den Krieg angefangen. Eine Fassung geht so: 2001 nahmen Fans von beiden Teams an einem TV-Quiz in Jakarta teil. Auf der Heimfahrt nach Bandung wurden die Persib-Fans von Persija-Anhängern attackiert, weil diese das Quiz verloren hatten. Ach.

Am späten Morgen hat der Konvoi West-Java passiert. Ein letzter Stop bei Kendal, hundert Kilometer vor Surakarta. In einem Laden werden Hijabs verkauft und Hello-Kitty-Puppen, in einem Steinerschlag gibt es zum Frühstück Instantnudeln mit Instantkaffee, dazu Zigaretten. Der Ciu und die Angriffe haben Spuren hinterlassen: Die Gesichter sind verquollen, in den Bussen fehlen Scheiben. Einige schlurften in eine Moschee, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite liegt. Ein Dank an Gott, dass alles gut ausgegangen ist. Und die erneute Bitte, dass Persijas Spieler heute stark und schnell sein mögen.

Um 13 Uhr erreicht die Kolonne Surakartas Stadion Manahan, einen riesigen Betonbau in der Stadt. Die drei Stehkurven sind ausverkauft und komplett in Orange gehüllt, voller Banner und Fahnen. 18 000 Zuschauer sind gekommen, die meisten aus Jakarta. Das Thermometer zeigt 35 Grad, trotzdem tragen viele Fans noch ihre langen Hosen, die Windbreaker und Mützen. Vier Vorsänger drücken sich auf ein Podest am unteren Zaun der Kurve, durch ein großes Eisentor lugen Hunderte, die sich keine Tickets leisten können. Die Stimmung ist entspannt, kaum Polizei, lasche Kontrollen, und Persib-Anhänger sind wegen des Auswärtsverbots nicht zu sehen. Doch der Schein trügt. Das Spiel komprimiert den indonesischen Fußballwahnsinn noch einmal auf 90 Minuten: Stress auf den Rängen, ein Platzverweis, ein Wembleytor, Rudelbildungen – und am Ende stirbt beinahe jemand.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Aber zunächst, mitten in die Fangesänge hinein, öffnet sich der Himmel. Ein monsunartiger Regen prasselt auf Surakarta nieder, und die Fans sehen aus, als wären sie nicht durch West-Java angereist, sondern durch den Indischen Ozean geschwommen. Aber der Schiedsrichter lässt weiterlaufen, während sich hinter der Tribüne ein Schamane daran macht, den Regen zu besänftigen, und Persib ein astreines Tor schießt. Selbst aus hundert Metern Entfernung erkennt man, wie der Ball die Linie überquert, das Netz berührt und zurück ins Feld springt. Entsetzen im Block, dann Durchatmen: Der Schiedsrichter gibt das Tor nicht, er hat den Ball an der Latte gesehen.

Immerhin der Schamane scheint Profi zu sein, zur zweiten Halbzeit klart es tatsächlich auf. Bis in der 70. Minute die Fans außer Rand und Band geraten. Auf einmal stürmen hunderte von ihnen die Stufen der Kurve hinab und prügeln auf einen Jungen ein. Ein paar Polizisten beobachten gelangweilt das Geschehen. Die Capos versuchen, die Lage zu beruhigen, aber es zu spät. Der Junge hat keine Chance. Schließlich steigen drei Beamte in den Block und ziehen den Verletzten auf die Tartanbahn. Er sieht aus wie nach einem Zwölf-Runden-Kampf gegen Mike Tyson. Schnell machen die ersten Gerüchte die Runde. Das Opfer sei ein Persib-Fan, der sich eingeschlichen habe. Außerdem habe er seinen Freunden die Route des Konvois verraten. Die Stimmung ist nun angespannt, für ein paar Minuten jedenfalls, denn in der 77. Minute entscheidet der Schiedsrichter nach einem Schubser auf Elfmeter für Persija, und die Welt ist wieder in Ordnung. Bruno Lopes trifft zum 1:0-Siegtreffer. Die Fans ersticken beinahe am eigenen Jubel. Maybe I just want to fly. Aber schon fünf Minuten später geht es weiter auf der Achterbahn der Gefühle. 83. Minute: Platzverweise für Persib. 84.: Rudelbildung an der Mittellinie. Persibs Spieler bedrängen den Schiedsrichter, und dann verlassen sie vor dem Abpfiff geschlossen den Platz, Persija ist der Sieger. Rifki, Luthfi, Raina und die anderen machen sich auf den Weg zum Bus. Rückfahrt. 18 Stunden nach Jakarta. 18 Stunden Highway to Heaven, aber dazwischen kommt wieder die Hölle. Auf dem Heimweg wird bekannt, dass der verprügelte Junge aus Surakarta stammt. Er war ein neutraler Zuschauer, aber der Saum seines T-Shirts war in den Farben Persibs gehalten: blau. Er hat großes Glück gehabt, der Bodycount tickt trotzdem unaufhörlich.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ende November, als in Bali der Vulkan Agung kurz vor der Eruption steht und tausende Menschen evakuiert werden, verschickt Akmal Marhali, der Mann von „Save our Soccer“, eine Pressemitteilung. Angehängt sind neue Statistiken, denn es hat den 66. Todesfall gegeben, den zwölften im Jahr 2017, so viele wie noch nie. Marhali schreibt, der Fan hieß Rizal. Er war Anhänger von Persija Jakarta und wurde neun Tage nach dem Clasico, am 12. November, beim Spiel gegen Bhayangkara zu Tode geprügelt. Am 13. November war seine Beerdigung.

## Touchdown

*Colin Kaepernick, einer der besten Footballspieler Amerikas, spaltet die USA, seit er aus Protest gegen Rassismus zur Nationalhymne niederkniete. Jetzt ist er arbeitslos und redet vor Schulklassen. Warum tut er sich das an?*

Von Claas Relotius, Der Spiegel, 28.10.2017

Colin Kaepernick, der Mann, den Donald Trump einen "son of a bitch" nennt, steht in der Turnhalle einer Highschool in East Harlem, New York, als ein schwarzer Neuntklässler ihn fragt, was der Unterschied zwischen einem weißen Amerikaner und einem schwarzen sei. Es ist ein Morgen im Oktober, und Kaepernick, 29, ein muskulöser Mann mit tätowierten Armen und mandelbrauner Haut, nicht weiß, nicht schwarz, schluckt. Er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift "I know my rights", ich kenne meine Rechte, aber auf diese Frage weiß er keine eindeutige Antwort.

Er sieht in die Gesichter drei Dutzend schwarzer Mädchen und Jungen, die vor ihm auf Stühlen sitzen; er hält lange inne, wie einer, der die Wahrheit kennt, aber sie nicht auszusprechen wagt. Schließlich, nach ein paar Augenblicken, nimmt Kaepernick das Mikrofon und sagt: Der Unterschied sei, dass zu weißen Neuntklässlern kein Footballspieler wie er käme, um über Hautfarben zu reden. Der Unterschied sei, dass kein weißer Footballspieler, der sich wie er gegen Rassismus engagiere, zum Feind des Präsidenten werde. "Die Wahrheit ist", sagt Colin Kaepernick mit ruhiger, aber fester Stimme, "dass es unendlich viele Unterschiede gibt."

Die Schüler verstummen. Sie sehen plötzlich nicht mehr ihren Helden Colin Kaepernick vor sich, den schillernden Sportstar, den großen Quarterback, einen der besten Footballspieler des Landes. Sie sehen nur einen Mann, der ihnen erklärt, dass ihre Hautfarbe nichts Gutes in diesem Land bedeutet.

Eigentlich war Colin Kaepernick nicht gekommen, um den Jugendlichen in East Harlem Angst zu machen. Eigentlich wollte er ihnen zeigen, dass sie nicht weniger als

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

andere wert sind. Aber seine eigene Geschichte beweise, so sagt Kaepernick, "dass wir lange noch nicht gleich sind, dass Schwarz und Weiß sich immer noch bekämpfen".

Er selbst kämpft jetzt seit einem Jahr, und er kämpft längst nicht mehr allein. Da sind jetzt überall Menschen, schwarze vor allem, die ihn als ihren Erlöser feiern und Trikots mit seinem Namen durch die Straßen tragen. Da sind Amerikas größte Sportler, die ihn mit Muhammad Ali vergleichen. Aber da sind auch die nationalen Footballklubs, die ihm keinen Job mehr geben, nachdem er während der Nationalhymne kniete, anstatt patriotisch dafür aufzustehen. Da sind weiße Fans, Tausende, die drohen, "Nigger" wie ihn aufzuhängen, weil er auf Knien gegen Verbrechen der Weißen protestierte. Da ist auch Donald Trump, der Präsident, der schwarzen Sportlern wie ihm sagt, sie sollten eine gute Show abliefern und ansonsten, als seien sie immer noch Sklaven, einfach ihren Mund halten.

Doch Colin Kaepernick, der Sohn einer weißen Mutter und eines schwarzen Vaters, der Quarterback mit brauner Haut, aber kaukasischen Zügen, hält seinen Mund nicht. Er reist jetzt wie ein Prediger durchs Land, besucht Universitäten und benachteiligte Schulen. Er spricht zu Jugendlichen wie in dieser Turnhalle in East Harlem, er wolle ihnen helfen, sagt er, ihren Platz zu finden. Manchmal, wenn Kaepernick über Hautfarben spricht, hört er sich an, als habe er selbst eine neue Rolle in diesem Land eingenommen. Eine, die noch größer ist als die des Quarterbacks.

Die Geschichte von Colin Kaepernick ist die eines Mannes, der seine Wurzeln sucht und die amerikanische Gesellschaft spaltet. Sie handelt von einem Footballspieler, der sich gegen Unrecht und Gewalt auflehnte und für Millionen Amerikaner zum Vorbild oder zum Vaterlandsverräter wurde. Es geht um die Identität eines amerikanischen Sportstars, und es geht um Amerikas Identität, um Rassismus und Patriotismus, um große Symbole und noch größere Gesten, die in den USA immer schon geliebt oder gefürchtet waren. Es ist auch eine Geschichte darüber, was von acht Jahren unter einem schwarzen Präsidenten geblieben ist.

Sie beginnt vor gut einem Jahr, bei einem Vorbereitungsspiel der San Francisco 49ers gegen die Green Bay Packers. Colin Kaepernick, 1,95 Meter groß, 104 Kilogramm schwer, ist das Gehirn seines Teams, einer der besten Quarterbacks, die San Francisco je gesehen hat.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es ist kurz vor dem Anpfiff, und aus den Stadionlautsprechern ertönt "The Star-Spangled Banner", die amerikanische Nationalhymne. Die Zuschauer erheben sich, die Trainer und Spieler stehen feierlich am Spielfeldrand, sie singen mit, sie legen ihre rechte Hand auf ihre Brust, nur einer nicht, Colin Kaepernick. Er sitzt irgendwo dahinter, auf einer Ersatzbank neben Erfrischungsgetränken. Er macht ein Gesicht, als gehe die Hymne ihn nichts an.

Nach dem Spiel gehen Fernsehbilder, sie zeigen Colin Kaepernick beim Sitzen, in den Nachrichten durchs ganze Land. Kaepernick selbst tritt in der Umkleidekabine vor Kameras und Mikrofone. Er erklärt, dass er nicht länger wegsehen könne. Er erklärt, dass er nicht länger für die Flagge eines Landes aufstehen werde, das Afroamerikaner unterdrücke. Er sagt: "In den Straßen liegen Leichen, aber Polizisten kriegen bezahlten Urlaub und kommen einfach so mit Mord davon."

Beim nächsten Spiel, vor fast 50 000 Zuschauern in San Diego, sitzt Colin Kaepernick nicht. In weißem Trikot, Rückennummer 7, stellt er sich wie alle anderen an den Spielfeldrand, dann, als die Stadionsängerin die Hymne anstimmt, als alle Kameras auf ihn gerichtet sind, geht er langsam herunter auf den Rasen, kniet nieder auf seinem rechten Bein.

Er selbst wird später sagen: "Es ist eine demütige Geste." Aber viele im Stadion und vor dem Fernseher sehen etwas anderes. Sie sehen, nur ein paar Meter neben ihm, Kriegsveteranen in Rollstühlen und Uniformen. Ihre Beine sind amputiert, sie können sich kaum bewegen, aber sie halten sich aus Stolz auf ihr Land irgendwie aufrecht. Kaepernick, der austrainierte Athlet, der Unversehrte, kniet einfach weiter, stützt einen Ellenbogen auf seinen Oberschenkel, legt sein Gesicht in eine Hand, mit gesenktem Haupt blickt er zu Boden. Er sieht aus wie eine Statue von Rodin. Oder wie Martin Luther King.

Kommentatoren eines Sportsenders sprechen sofort von einer "Schande". Nachrichtensprecher bezeichnen die Geste als "Spucken auf die Flagge". Barack Obama, der damals noch Präsident ist, versteht Leute, die Kaepernicks Verhalten als respektlos empfinden. Donald Trump, der noch im Wahlkampf ist, rät ihm, sich ein neues Land zu suchen. Eine Richterin des Supreme Courts spricht von einer "fürchterlichen Sache". Eine Polizeigewerkschaft droht, die Heimspiele der 49ers nicht

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

länger zu beschützen. "Time", das meistverkaufte Nachrichtenmagazin der Welt, hebt Kaepernick kniend auf seinen Titel, daneben steht: "The Perilous Fight", der gefährliche Kampf.

Colin Kaepernick führt diesen Kampf die ganze Saison lang fort. Vor jedem Anpfiff, ehe die Nationalhymne erklingt, kniet er als Zeichen seiner Ablehnung nieder. Eine Zeit lang sieht Amerika hin, ein paar Wochen lang berichten alle Zeitungen über seinen Protest, aber dann kommt der Präsidentschaftswahlkampf, dann zieht Donald Trump ins Weiße Haus ein, dann geht es um Mauern gegen Mexikaner und Einreisestopps für Muslime. Kaepernick, der sein Team einst zum Super Bowl geführt hatte, spielt eine gute Saison, die 49ers eine der schlechtesten ihrer Geschichte. Im März löst der Verein den Vertrag mit Kaepernick.

Die Sommerpause der nordamerikanischen Footballliga dauert fünf Monate, 32 Teams brauchen je zwei Quarterbacks, Kaepernick wartet auf neue Angebote. Er ist der erfolgreichste Läufer auf seiner Position, er hält den Rekord für die meisten erlaufenen Yards in einem Spiel. Er erzielt viele Touchdowns, also Punkte in der Endzone des Gegners. Aber im August, als die Sommerpause endet, liegt ihm nicht ein einziges Angebot vor.

Alle Klubs von den Seattle Seahawks im Nordwesten bis zu den Miami Dolphins im Südosten verpflichten Quarterbacks, die deutlich schlechter oder älter sind, die mehr Gehalt verlangen oder gar keine Erfahrung als Profi haben. Warum findet Kaepernick keinen Job?

Eigentlich vereint American Football, Amerikas Nationalsport, die Menschen in den USA fast wie die Kirche. Jeden Sonntag ziehen Millionen Amerikaner ins Stadion, den Super Bowl sieht fast die Hälfte der Bevölkerung im Fernsehen. Auf dem Feld, unter Helmen, die das Gesicht verdecken, stehen vor allem Schwarze, aber die Zuschauer und Klubbesitzer, für die sie antreten, sind fast alle weiß.

Manche Teammanager sagen, Kaepernick passe nicht mehr in ihr System. Andere behaupten, er werde von den Fans gehasst. Einer, der über Kaepernick nur anonym spricht, sagt: "Der Kerl ist ein Verräter. Die Liga will nichts mehr mit ihm zu tun haben."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es ist Mitte August, als die neue Footballsaison ohne Colin Kaepernick beginnt.

Es ist die Woche, als in Charlottesville, Virginia, der Ku-Klux-Klan aufmarschiert, als Männer mit Kapuze oder Fackel durch die Straßen ziehen.

Vier Wochen später, vor dem Anpfiff am ersten offiziellen Spieltag, knien schwarze Footballer der ganzen Liga auf dem Rasen wie streikende Gladiatoren.

Bald, bei einer Rede vor Republikanern in Huntsville, Alabama, fordert Donald Trump, die "Loser" zu entlassen. Bald nennt Basketballstar LeBron James den Präsidenten einen "Penner". Bald erheben Spieler der Oakland Raiders während der Hymne ihre Faust, bald bleiben die Pittsburgh Steelers und Tennessee Titans gleich in der Kabine. Bald gehen Bilder kniender Amerikaner um die Welt, von schwarzen Schulkindern in Texas, von schwarzen Frauen in Arkansas, auch schwarze Polizisten in Chicago gehen auf die Knie. Colin Kaepernick, der Erfinder des Kniefalls, wird von der Footballspielervereinigung zum MVP, zum wichtigsten Spieler der Liga ernannt, obwohl er keine Sekunde auf dem Feld steht, obwohl er seit sechs Monaten arbeitslos und nicht mal Mitglied eines Teams ist.

In der Highschool in East Harlem, ein paar Wochen danach, steht Colin Kaepernick in Sportschuhen und kurzer Hose in der Turnhalle, aber die Schüler sehen ihn an wie einen Jenseitigen, einen, der für das Gute gestorben ist. Ein Junge in Kaepernick-Trikot ruft, er sei ein Held, aber Kaepernick will dieses Wort nicht hören. Er zieht ein Gesicht, als würde es ihm Schmerzen bereiten.

Er habe nicht protestiert, sagt er, damit Amerika am Streit über seinen Protest zerreiße. Er sei zu Knie gegangen, damit Teenager wie sie besser behandelt würden.

Die Highschool, in der er an diesem Morgen spricht, trägt den Namen Dream und liegt nördlich der 96. Straße, wo sich die Hochhäuser der Upper East Side von den Sozialwohnungen El Barrios trennen. Unter den Schülern ist ein Mädchen mit Locken, Curlene, 14, sie meldet sich und sagt, sie gehe südlich der Straße nie einkaufen, weil weiße Ladenbesitzer kein Kind aus der Bronx in ihr Geschäft ließen. Auf dem Boden hockt ein Mädchen mit Kopftuch, Shanaya, 15, sie sagt, sie wolle zum Studieren auf ein College gehen, aber manche Colleges lehnten schwarze Mädchen mit Kopftuch ab. In der Turnhalle sitzt auch ein Junge, Dwayne, 14, er sagt, sein Vater werde jede Woche

verhaftet, weil er ein gutes Auto fahre, aber Polizisten nicht glaubten, dass es ihm gehöre.

Colin Kaepernick sieht Curlene, Dwayne und Shanaya wissend in die Augen, er nickt ihnen zu wie ein Vertrauter, wie einer, der ihre Verletzungen selbst sein ganzes Leben erfahren hat. "In Wahrheit", sagt Kaepernick dann, "habe ich das, was ihr durchmacht, nie wirklich erlebt."

Er stamme nicht aus Vierteln wie El Barrio oder der Bronx. Er sei geboren in Milwaukee, einer Großstadt in Wisconsin. Sein Vater, ein Afroamerikaner, so erzählt er, verließ die Familie noch vor seiner Geburt. Seine Mutter, eine 19-jährige Weiße, gab ihn sechs Wochen danach zur Adoption frei. Es war ein weißes Ehepaar, dessen Vorfahren aus Deutschland stammten, das ihn als Säugling bei sich aufnahm. Colin Kaepernick sagt, dass er sich immer als ihr ganz normaler Sohn gefühlt habe. Seine Hautfarbe war in der Welt, in der er aufwuchs, "nie ein Thema".

Darf einer, der Rassismus nie erlebt hat, der Anwalt seiner Opfer sein? Ist Colin Kaepernick der falsche Held? Oder ist er genau der richtige? Wie wird aus einem dunkelhäutigen Jungen, der in einer weißen Familie aufwächst, eine Bürgerrechtsikone der Schwarzen?

Colin Kaepernick erzählt den Schülern nichts von jener Welt, in der er groß wurde. Aber man kann mit zwei Menschen reden, die ihn in diese Welt geholt haben.

Als Colin Kaepernick zum ersten Mal im Stadion protestierte, als er sich während der Nationalhymne auf die Ersatzbank setzte, saßen sie in ihrem Wohnzimmer in Modesto, Kalifornien, und beugten sich dem Fernseher entgegen. Sie hatten das, was ihr Sohn vor aller Augen tat, noch nie einen amerikanischen Sportler tun sehen. Angst stieg in ihnen auf, so beschreibt es Teresa Kaepernick, 61, die Mutter, eine blonde Frau mit blauen Augen. Rick Kaepernick, 65, der Vater, sagt: "Wir dachten, was ist in unseren Sohn gefahren?"

Die Eltern wohnen eine Autostunde östlich von San Francisco, in einer Siedlung mit aufgeräumten Vorgärten und großzügigen Häusern. Sie haben gezögert, ob sie am Telefon über ihren Sohn sprechen sollen, sie wollten ihm keine Probleme machen,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sagen sie, aber sie wollen auch, dass die Menschen ihn verstehen. Schließlich, manchmal weinend, manchmal lachend, erzählt die Mutter seine Geschichte.

Als Colin Kaepernick mit dem Namen Colin Rand Russo geboren wird, haben die Kaepernicks, Besitzer einer Lebensmittelfirma, bereits zwei Kinder. Weil zwei weitere ihrer Kinder früh an Herzfehlern gestorben sind, beschließen sie, ein drittes Kind zu adoptieren. Sie überlegen lange, ob sie lieber noch einen Jungen oder noch ein Mädchen hätten. Die Hautfarbe, sagt Teresa Kaepernick, war ihnen egal.

Colin Kaepernick ist vier Jahre alt, als die Familie von Wisconsin nach Kalifornien zieht, in eine liberale, wohlhabende Stadt, in der fast keine Schwarzen leben. Colin Kaepernick ist anders als alle anderen Kinder dort, aber er wird nie ausgegrenzt, von niemandem beleidigt. Nur einmal, als sie in den Ferien mit dem Wohnmobil nach Nevada fahren, tritt der Leiter eines Restaurants an ihren Tisch, er zeigt mit dem Finger auf den Jungen mit dem krausen Haar und sagt: "Passt auf, dass der euch nicht beklaut!"

Ihr Sohn ist damals zwölf, erzählt Teresa Kaepernick, und er beschließt, nicht länger Colin heißen zu wollen. Er besteht auf einen weißen Namen wie den seines älteren Bruders Kyle, also gibt er sich selbst den Namen "Kap".

Colin Kaepernick, den heute Amerikas ganze Sportwelt Kap nennt, scheint bis auf dieses eine Mal nie wirklich unter seiner Hautfarbe zu leiden. Als Teenager hört er Musik von Michael Jackson, sein Lieblingssong heißt "Black or White", er handelt von einem schwarzen Jungen, der mit einem weißen Mädchen ausgeht, Jackson singt: "Now I believe in miracles / And a miracle has happened tonight" ("Nun glaube ich an Wunder / Und ein Wunder ist heute Nacht geschehen"). Im Video auf MTV sieht Colin Kaepernick tanzende Indianer, Latinos, Asiaten, Weiße, Schwarze, alle lachen, alle scheinen gleich zu sein.

Nach der Highschool geht Kaepernick aufs College, er studiert Wirtschaft und ist einer der besten Studenten seines Jahrgangs, aber ein noch besserer Quarterback. Mit Anfang zwanzig unterschreibt er einen Vertrag bei den San Francisco 49ers. Wie bei jedem Neuling wird sein Intelligenzquotient getestet, intelligente Spieler, so die

Annahme, können komplexe Spielzüge besser verstehen. Der IQ von Colin Kaepernick, stellen Ärzte fest, liegt bei 148.

Er spielt eine gute erste Saison und eine herausragende zweite. Er verdient Millionen, kauft sich eine Villa in einem weißen Vorort, und er lebt das Leben eines Weißen, mit Golfturnieren und Countryclubs, mit Polo hemd und Cabrio.

Es ist das Jahr 2014, so erzählt es seine Mutter, so erzählen es ehemalige Mitspieler, als etwas in Colin Kaepernick kippt.

Es liegt an den getöteten Teenagern, sagen seine Teamkameraden, an schwarzen Jungen wie Trayvon Martin und Michael Brown, die von weißen Bürgern oder Polizisten erschossen werden, einfach so. Es liegt auch daran, sagen seine Eltern, dass er sich nie gefragt hat, wer er ist, woher er kommt und was er mit Leuten, die über den Haufen geschossen werden, teilt.

In seinen ersten Jahren als Profi hatte Colin Kaepernick nie über gesellschaftliche Missstände geredet, nur nackt für das Sportmagazin "ESPN" posiert. Aber nun schreibt er sich als Student in Berkeley ein, nun pendelt er nach jedem Training eine Stunde mit dem Auto, um mehr über afroamerikanische Geschichte zu erfahren, nun besucht er Vorlesungen über Rassismus in Popkultur, Justiz und Politik.

Er studiert Verbrechensraten und liest, dass Schwarze zehnmal so häufig verhaftet werden wie Weiße. Er studiert Schriften von Malcolm X, er erfährt, dass Weiße ihm vor langer Zeit Gleichberechtigung versprochen, und er begreift, dass es noch immer keine gibt. Er liest auch Bücher über die Sklaverei und über die Zeit, in der die Nationalhymne entstanden ist. Er liest, dass der Mann, der vor 200 Jahren die berühmten Zeilen vom "Land der Freien" schrieb, auf seiner Farm selbst Sklaven hielt.

Über Professoren in Berkeley lernt Kaepernick die Hip-Hop-Moderatorin Nessa Diab kennen, eine aus Ägypten stammende Muslimin und Aktivistin der Bewegung Black Lives Matter. Er verliebt sich in sie und lässt seine Haare zu einem großen, widerspenstigen Afro wachsen. Er nimmt mit ihr an Demonstrationen teil, er will seine Stimme für Menschen seiner Hautfarbe erheben, aber solange er wie jeder andere demonstriert, solange keine Kameras auf ihn gerichtet sind wie auf dem Fußballfeld, wird diese Stimme kaum gehört.

Es gibt Spieler der San Francisco 49ers, die heute sagen, seine Freundin habe Colin Kaepernick "radikalisiert". Andere behaupten, Berkeley habe ihn "verdorben". Teresa Kaepernick, seine Mutter, sagt: "Er ist einfach nur erwacht. Er hat die Augen geöffnet, und plötzlich hat er gesehen, was ständig in den Nachrichten zu sehen ist, aber was niemand sehen will."

Als im Juli 2016 Alton Sterling, 37, ein schwarzer CD-Verkäufer, in Baton Rouge, Louisiana, von zwei Polizisten erschossen wird, postet Colin Kaepernick ein Video der Tat bei Instagram, er schreibt: "So sieht Lynchen im Jahr 2016 aus!"

Als am Tag darauf Philando Castile, 32, ein schwarzer Autofahrer, in Falcon Heights, Minnesota, beim Zeigen seiner Ausweispapiere erschossen wird, schreibt Colin Kaepernick: "They are attacking us", sie greifen uns an.

Es ist nur ein paar Wochen später, im August 2016, kurz bevor die Footballsaison beginnt, da wird Sylville Smith, 23, ein junger Schwarzer, nach einer Verkehrskontrolle in Milwaukee getötet, da ziehen Hunderte Schwarze in einen dreitägigen Aufstand. Und da bleibt Colin Kaepernick, der als Schwarzer in Milwaukee geboren wurde, der einer der Aufständigen sein könnte, zum ersten Mal während der Hymne sitzen.

Rick Kaepernick, sein Vater, sagt, er konnte diesen Anblick kaum ertragen. Sein Herz raste, er hatte Tränen in den Augen. Am gleichen Abend hisste er die amerikanische Flagge an seiner Veranda, Zeitungen schrieben bald, Kaepernicks Eltern würden sich von ihrem Adoptivsohn distanzieren, aber Rick Kaepernick sagt, das sei nicht wahr, er habe nie zuvor mehr für seinen Sohn empfunden.

Als Donald Trump vor ein paar Wochen auf kniende Footballer schimpfte, als der Präsident sie auf Twitter "sons of a bitch" nannte, antwortete ihm Teresa Kaepernick: "Dann bin ich wohl eine stolze Bitch."

Die Eltern sagen, dass ihr Sohn nicht für Amerikas Spaltung, sondern Versöhnung kämpft. Sie glauben, dass er ihrem Land mehr dient als andere Sportler, die nicht über Rassismus reden, sondern Werbung machen und Schuhe verkaufen. Sie glauben auch, dass ihn sein Kampf um Versöhnung eines Tages mit sich selbst versöhnen wird.

Colin Kaepernick hat nie den Kontakt zu seinen leiblichen Eltern gesucht, er sagt, er wolle die Eltern, die ihn aufzogen, nicht verraten. Aber im Sommer, als er auf

Vertragsangebote wartete und keine kamen, stieg er in ein Flugzeug nach Afrika und reiste drei Wochen lang durch Ghana, die Heimat des Mannes, der ihn zeugte.

Am 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, besuchte er dort eine alte Sklavenfestung, er zog ein weißes Gewand an und setzte sich in Kerker, in denen einst schwarze Menschen saßen, bevor sie in Ketten nach Amerika verschifft wurden. Er postete ein Foto davon auf seiner Facebook-Seite. Viele Amerikaner schrieben darunter, er sehe aus wie ein Affe, andere verglichen ihn mit Osama Bin Laden. Teresa Kaepernick sagt, sie haben ihren Sohn noch nie so zufrieden gesehen, so im Reinen mit sich selbst.

Ein paar Tage später, als er aus Afrika zurückkehrte, rief er bei seinen Eltern an. Er meldete sich nicht mit Kap, seinem Spitznamen, wie er es seit seinem zwölften Lebensjahr immer getan hatte. Er sagte: "Hallo Mama, hier ist Colin."

Es gibt weiße Amerikaner, die sagen, Colin Kaepernick sei ein Verräter. Es gibt auch schwarze Amerikaner, die sagen, er sei keiner von ihnen. Colin Kaepernick ist ein einsamer Held, aber genau deshalb, weil er nicht eindeutig weiß ist und nicht eindeutig schwarz, gibt es keinen besseren.

Seine Eltern müssen jetzt häufig an Tommie Smith und John Carlos denken, an die 200-Meter-Läufer, die bei der olympischen Siegerehrung 1968, während Amerikas Nationalhymne, ihre Faust zum Protest erhoben. Es war die Geste, mit der die Black-Power-Bewegung weltweit bekannt wurde. Beide Athleten wurden aus dem US-Team verbannt. Teresa Kaepernick hofft, dass ihr Sohn heute, fast 50 Jahre später, nicht länger für seinen Mut bestraft wird. In der amerikanischen Footballliga, sagt sie, kriegen eigentlich sogar Schwerverbrecher eine zweite Chance; Spieler, die wegen Totschlags oder Vergewaltigung verurteilt sind. Colin Kaepernick hat nie eine Straftat begangen, aber er hat es gewagt, während der Nationalhymne zu knien.

Er trainiert noch immer, während andere seinen Protest fortführen, jeden Tag für sein Comeback. Die Transferfrist endet am 31. Oktober, Kaepernicks Position ist in fast allen Teams besetzt. Colin Kaepernick weiß, dass ein Quarterback, der eine ganze Saison lang ohne Team ist, wohl nie mehr Profi sein wird. Aber was wäre dann die Lektion seiner Geschichte? Wofür stünde er, ein Afroamerikaner, der das weiße



Amerika herausfordert und von Weißen aus dem Verkehr gezogen wird? Was wäre die Botschaft an Teenager in Harlem?

An der Highschool geht der Vormittag zu Ende, aus den Boxen der Turnhalle ertönt Musik, nicht die Nationalhymne, sondern eine der schwarzen Hymnen Amerikas, James Browns "Say it loud, I'm black and I'm proud". Kaepernick will sich fürs Zuhören bedanken, da fragt ein Junge, ob es das alles wert war. Ob es nicht klüger gewesen wäre, einfach Football zu spielen und Schwarz und Weiß nicht als Kämpfer, sondern als Champion zu vereinen.

Wieder schweigt Colin Kaepernick lange. Dann erzählt er die Geschichte eines alten Freundes, mit dem er früher manchmal Football spielte und der vor ein paar Wochen in Las Vegas aus einem Nachtclub kam. Er habe dunkle Haut, und als er ganz normal auf die Straße trat, hätten ihn Polizisten zu Boden gestoßen. Einer legte ihm Handschellen an, so zeigen Bilder einer Kamera. Ein anderer habe seinen Kopf auf den Asphalt gedrückt, noch einer habe eine Pistole an seine Schläfe gehalten und gedroht, bei jeglicher Bewegung abzudrücken.

Dieser Freund, der auf der Straße um sein Leben fürchtete, war nicht irgendwer. Es war Michael Bennett, der Quarterback der Seattle Seahawks, einer der besten überhaupt. Er trug kein Trikot und keinen Helm, also erkannten sie ihn nicht.

Sie sahen nicht den Menschen, nicht mal den Footballstar, sagt Colin Kaepernick. Sie sahen nur einen schwarzen Mann.

## Bereit zum Sprung

*Fußballprofi, für viele Jungs ist das ein Traum. Für die Vereine ist Nachwuchsarbeit vor allem: ein Geschäft. Über ein Spiel mit Hoffnung und Angst*

Von Thomas Hummel, Süddeutsche Zeitung, 18.08.2018

Es ist kurz nach Weihnachten, über Trier zieht ein Schneesturm auf. Ritzy Hülsmann sitzt in seinem Kinderzimmer im Dachgeschoss. Ein halbes Jahr lang war er nicht mehr hier, zu Hause bei seinen Eltern. Hat nicht mehr unten im Garten mit seinen drei Geschwistern gekickt. Hat nicht mehr mit seinen Kumpels an der Spielekonsole gezockt. Er ist 13 Jahre alt, er führt jetzt ein anderes Leben. Im Regal liegt, wie ein Schatz, ein Manuel-Neuer-Trikot.

Es ist ein Leben, in dem er so ziemlich alles seinem großen Ziel unterordnet: „Eines Tages in der Allianz Arena im Tor stehen.“ Dort, wo jetzt Manuel Neuer steht, der Torhüter des FC Bayern München. Ritzy teilt seinen Traum mit vielen Jungs in Deutschland: Profi, Bayern, Nationalmannschaft. Doch der Erfüllung ist er viel näher als die allermeisten in seinem Alter.

Im Sommer 2017 ist er umgezogen, von Trier nach München, in die Nachwuchsakademie des FC Bayern. An einen Ort, an dem die Träume blühen – und oft, sehr oft platzen. Es ist ein Spiel mit hohem Einsatz. „Natürlich verpasse ich einen Teil meiner Jugend“, sagt Ritzy. „Aber wenn ich es schaffe, dann ist das Bombe. Dann ist das ein schönes Leben.“

Eine Frage steht nun natürlich in Ritzys Kinderzimmer in Trier: Und wenn er es nicht schafft – was ist das dann?

## Die Entdeckung

Das neue Leben des Tom Ritzy Hülsmann, der am liebsten bei seinem zweiten Vornamen genannt wird, begann im Herbst 2016 mit einem Anruf aus München. Es meldete sich ein Herr Beckenbauer. Nicht Franz Beckenbauer. Aber immerhin Dominik, dessen Enkel, Talentscout beim FC Bayern. Er hatte Ritzy spielen sehen, als die Bayern-Jugend bei Ritzys Heimatverein Eintracht Trier antrat. Beckenbauer lud Ritzy zum Probetraining ein.

„Einerseits war es richtig cool, so eine Bestätigung zu bekommen“, erinnert sich Ritzy. „Aber andererseits hab ich mich gefragt: Soll ich das machen? Ich bin jung, viele Freunde leben hier und die Familie.“ Er ist dann gefahren, zusammen mit seiner Mutter. Drei Tage spielte er in München vor, absolvierte einen Medizincheck und eine Handwurzelmessung. Der Klub wollte abschätzen können, wie groß Ritzy einmal wird. Größe ist für Torhüter wichtig. Katrin Hülsmann, Ritzys Mutter, sagt: „Als klar war, dass er um die zwei Meter wird und gesund und stabil ist, haben sie ihn gefragt, ob er wechseln möchte.“

Der FC Bayern lockt einen zwölfjährigen Torwart aus Trier nach München, 500 Kilometer Distanz. Das kommt nicht alle Tage vor, ist aber auch kein Einzelfall. Auf dem „FC Bayern Campus“ am nördlichen Stadtrand wohnen 40 Nachwuchsspieler, allein 17 stießen in diesem Sommer dazu. Bei der U15 – die Mannschaft für Spieler unter 15 Jahren – waren Jungs aus Köln, Hoffenheim und Stuttgart dabei. Bei der U14 aus Berlin, Bielefeld und Nürnberg.

Große Vereine wie der FC Bayern werfen ein Netz von Scouts übers Land. Die Späher sehen sich überall Jugendspiele an, damit ihnen kein Talent entgeht. Der Transfermarkt frisst sich tiefer und tiefer in den Jugendfußball hinein. Die Münchner sind da keineswegs Vorreiter. Als die TSG Hoffenheim 2012 den 13-jährigen Nico Franke von Tennis Borussia Berlin holte, gab es noch einen Aufschrei: Transfer-Wahnsinn mit Kindern! Doch schon damals war das eigentlich nichts Neues mehr.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) hatte in der Rumpel-Ära der Nationalmannschaft Anfang der Nullerjahre die Profiklubs verpflichtet, Nachwuchsleistungszentren aufzubauen. Die Hoffnungen des ganzen Fußballlandes ruhten auf diesen Zukunftsfabriken. Und wenn am kommenden Freitag die neue Bundesliga-Saison beginnt, richtet sich der Blick wieder auf die Jugendhäuser der Vereine, die nach dem Vorrunden-Aus bei der WM in Russland gefälligst neue Gewinner produzieren sollen.

Die Klubs stecken viel Geld in die Ausbildung. Die 36 Vereine der ersten und zweiten Bundesliga investierten in der Saison 2016/17 mehr als 163 Millionen Euro in den Nachwuchs; 2008 waren es bloß 70 Millionen gewesen. Sie tun das, weil sich die Finanzspirale im Fußball so schnell nach oben dreht, dass selbst hartgesottene Managern schwindlig wird. Reiche englische Klubs zahlen für einen Durchschnittsspieler schon mal zwanzig Millionen Euro.

Wer seine Spieler selbst ausbildet, spart also viel Geld – und kann womöglich sogar eine dieser absurd hohen Ablösesummen kassieren, wenn es ein Azubi ganz nach oben schafft. Außerdem tut es dem Image dieser als Vereine getarnten Wirtschaftsunternehmen nur gut, wenn unter all den Wanderarbeitern des modernen Profitums ein paar junge Helden mitspielen, die man als Einheimische verkaufen kann.

In Deutschland gelten die TSG Hoffenheim, der VfL Wolfsburg, Borussia Dortmund und RB Leipzig als Pioniere des kühlen Geschäftsmodells Jugendarbeit. Beim neuen Gernegroß in Sachsen entstand 2015 die größte Nachwuchsakademie des Landes mit einem Internat für bis zu 50 Spieler. Das musste schnell gefüllt werden – wer den Scouts aus Leipzig entkommen wollte, musste sich schon gut verstecken. Der FC Bayern, dem Selbstverständnis nach die Nummer eins in allen Dingen, wollte sich das natürlich nicht bieten lassen. Also nahm er für den Bau seines Leistungszentrums fast 100 Millionen Euro in die Hand. Wenn man diesen Campus abends besucht, sieht man ein paar Kilometer weiter den großen Sehnsuchtsort leuchten: die Arena des FC Bayern.

Der Campus hat ein kleines Stadion, acht weitere Fußballplätze und eine Trainingshalle. Es gibt ein Internat, eine Kantine, einen 1000 Quadratmeter großen Bereich für Athletik und Reha – und die Bushaltestelle „FC Bayern Campus“. Die Spieler wer-

den von Pädagogen, Ärzten und Psychologen betreut. Bei der Eröffnung im August 2017 sagte Präsident Uli Hoeneß: „Möglicherweise ist das die Antwort auf das, was derzeit an Transferwahnsinn und Gehaltsexplosion draußen passiert.“

Ritzy Hülsmann hat da sein Münchner Abenteuer schon begonnen. „Ich hab mir alles mal angeguckt und fand es dann doch beeindruckend“, sagt er. Seine Zweifel waren schnell verflogen. Aber was war mit den Zweifeln seiner Eltern? Die Hülsmanns mussten sich entscheiden, ob ein Fußballklub so etwas wie die neue Familie ihres Sohnes werden sollte.

Rainer Hülsmann ist ein Mann über siebzig, seine Frau Katrin ist 35 Jahre jünger, zusammen betreiben sie eine Rechtsanwaltskanzlei in der Innenstadt von Trier. Ihr Haus bietet einen herrlichen Blick auf den Petrisberg, an dessen Fuß das berühmte römische Amphitheater liegt. Wenn die Hülsmanns zu kulturellen Abenden in ihren Garten laden, kommt schon mal Bundeslandwirtschaftsministerin Julia Klöckner vorbei. Das ist gut zu wissen: Wenn Ritzy Hülsmann es nicht in den Profifußball schaffen sollte, muss man sich wohl trotzdem keine Sorgen machen um ihn.

Rainer Hülsmann sagt: „Ich habe von Fußball keine Ahnung.“ Wenn die Kinder auf dem Rasen bolzten, gab er den Greenkeeper. Als er zum ersten Mal ein Spiel in der Münchner Arena besuchte, steckte er sich eine Zeitung ein – aus Sorge, es könnte langweilig werden. „Die brauchte ich aber nicht, die Atmosphäre war schon erhehend.“ Die Trennung von seinem Ältesten bereitet ihm keine Bedenken. „Ich halte dieses Kind für psychisch stabil, mit einem gesunden Stoizismus ausgestattet.“ Auch Freunde glauben: Ritzy schafft das.

Entscheidend, erklärt Katrin Hülsmann, sei allerdings der Wille des Jungen. „Er sagte: Ja, ich möchte das machen. Hätten wir Nein gesagt, das hätte er uns nie verziehen.“ Also sagen sie Ja. Familie Hülsmann tritt ein in die Parallelgesellschaft Profifußball.

## **Das Internat**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Als Ritzy im Sommer 2017 in München ankam, durfte er noch nicht auf dem Campus ziehen. Das ging erst mit 14 Jahren. Also mieteten die Eltern eine Wohnung, in der Vater, Mutter und Großvater den Jungen abwechselnd betreuten. Bis der Verein nach drei Monaten vom Jugendamt eine Sondererlaubnis erhielt – und Ritzy im Internat das Einzelzimmer mit der Nummer 10. Zwölf Quadratmeter, Bayern-Bettwäsche. Fernseher verboten. An das Zuhause erinnert nur ein Bild der Geschwister.

Ritzy führt nun das Leben eines Nachwuchsleistungsfußballers. Nach dem Frühstück geht es mit dem Bus ins nagelneue Gymnasium München-Nord, eine Eliteschule des Sports. Dienstags, mittwochs und donnerstags steht um 8.15 Uhr das erste Training auf dem Plan; der Unterricht beginnt dann um 10 Uhr. Um 16.30 Uhr fährt der Bus zurück, kurz vor 17 Uhr kommen die Jungen in ihren Zimmern an. Trainingstasche holen, rein in die Kabine, Umziehen, raus auf den Platz. Training bis etwa 19.15 Uhr. Duschen, zurück ins Zimmer, viertel vor acht gemeinsames Abendessen. Wer nichts für die Schule zu erledigen hat, geht danach in den Aufenthaltsraum mit dem riesigen roten Sofa zum Fernsehen und zum Zocken an der Playstation.

Die anderen lernen, um 21.30 Uhr ist Bettruhe. Am Wochenende warten oft zwei Spiele. Sommerferien? Gibt es nicht.

Jedem Spieler wird ein Pädagoge zugeteilt, bei dem die Fäden zwischen Eltern, Trainer und Lehrer zusammenlaufen. „Für uns ist es wichtig, den Menschen zu sehen, nicht nur den Fußballer“, sagt Tanja Wörle. Sie hat selbst beim FC Bayern gespielt, Pädagogik studiert und mit ihrem Chef Udo Bassemir das Betreuungskonzept für den Campus verfasst. Sie sagt, man wolle den Alltag der Jungen so normal wie möglich halten. Das sei aber schwer bei so wenig Freizeit. Selbstverantwortung sei ihnen wichtig, deshalb müssten die Spieler ihre Klamotten auch selbst waschen.

Im Übrigen aber, sagt Wörle, fänden die Jungs „von den Bedingungen her eine Ausnahmesituation vor, ein Fußballparadies“. Das mache man ihnen auch immer wieder deutlich. Ein Dutzend Lehrer geben Nachhilfe, in der Mensa kocht ein Team des Sternekochs Alfons Schuhbeck, sportlergerecht ohne Zucker und Sahne. Im Frühling machen Gärtner das Gelände mit Tulpen hübsch. „Es ist eine futuristische Welt“, findet Rainer

Hülsmann. Und als Ritzys kleine Schwester Romy mal auf Besuch war, entfuhr ihr nur: „Boah, schon Luxus.“

Die jungen Fußballer leben in den Leistungszentren in einer Blase, einem Labor zur Optimierung von Talenten. Wenn am Ende einer der neue Ronaldo oder wenigstens der neue Thomas Müller wird, dann hat sich der Aufwand für die Vereine allemal gelohnt. Die Jugendlichen werden umsorgt, aber sie müssen auch eine Gegenleistung bringen: Ehrgeiz, Disziplin, Erfolg.

Mal ein bisschen Party machen? „Das gehört auch mal dazu, aber sicher nicht oft“, sagt Tanja Wörle. „Die Jungs werden selbst erkennen lernen, was für ihr großes Ziel förderlich ist und was nicht. Gewisse Opfer zu bringen, gehört dazu.“ Und die Liebe? Eine erste Freundin? Mädchenbesuch im Campus sei zwar möglich, sagt Wörle, aber nicht auf den Zimmern. Die Älteren dürfen auch mal bei der Freundin übernachten.

Ein Leben bestehend aus Fußball, Schule, Fußball, Essen und Schlafen. Was ist der Traum vom Profifußball wert, wenn er am Ende für viele nicht in Erfüllung geht?

Für Alexander Moj, Ritzys Trainer in der U14, ist das kein Problem: „Das ist ihr Hobby, die Jungs nehmen das gar nicht als Stress wahr. Für die gibt's nur Fußball. Sie lieben das, sie machen das gern.“ Und dennoch bleiben Fragen. Kann das gut gehen: Junge Menschen zu modellieren, wie es älteren gefällt? Und das in der Pubertät, in der sie Freiheit brauchen, damit Körper und Geist sich wandeln können?

Selbst innerhalb der Fußballbranche ist man sich nicht ganz einig. Auf der einen Seite beklagt U21-Nationaltrainer Stefan Kuntz, dass in den Jugendmannschaften die Toptalente fehlten: „Da sehen wir ein Vakuum, das wir verkleinern wollen, indem wir bei den 10-, 12-, 13-Jährigen anfangen.“ Auf der anderen Seite gibt es Leute, die vom Wohl der Kinder her denken. Leute wie Roland Reichel, Leiter des Nachwuchszentrums beim FC Ingolstadt.

Reichel sagt: „Einen 15-Jährigen von den Eltern wegzugeben? Ich hätte das mit meinem Sohn nicht gemacht.“ Bei den Vereinen arbeiteten zwar gute Leute, „aber du weißt nicht immer, wie es in den Jugendhäusern hinter den Kulissen zugehen kann“.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das Wort „Haifischbecken“ ist ihm zwar zu hart; die Klubs täten sicher alles, um Konflikte zu steuern. Doch wenn 30 bis 50 Jugendliche zusammenwohnen, sei das schwer zu überblicken. Selbst im kleinen Ingolstädter Jugendhaus mit zwölf Plätzen habe es Vorfälle gegeben, nach denen der Verein Spieler freistellen musste. Sie hatten jüngere Spieler unter Druck gesetzt. Das könne man nicht immer vollständig kontrollieren, glaubt Reichel, „so was darf man nicht unterschätzen“.

Aus den Nachwuchszentren dringt wenig nach außen, nur ab und an hört man, dass irgendwer irgendwo etwa wegen eines Joints rausgeworfen wurde. Die Akademien werden sorgsam abgeschottet, auch vor Journalisten. Aber warum sollte es ausgerechnet dort weniger Probleme geben als in ganz normalen Internaten? Die jungen Fußballer verbringen ihr Leben miteinander, sie sind Teamkameraden und Kumpels. Doch sie sind auch Konkurrenten.

Denn die Plätze in der nächsthöheren Altersstufe sind begrenzt, und wenn der Klub neue Spieler von außen holt, muss jemand gehen, der schon da ist. Reichel erzählt von Eltern, die ihren Kindern mitgeben, nur ja die Ellbogen auszufahren. Später, sagt Reichel, scheiterten diese Spieler häufig, weil Teamsport zu viel Eigensinn nicht vertrage. „Aber bei den Kleineren funktionieren die Drohgebärden manchmal noch. Viele setzen sich nicht sofort zur Wehr und halten erst mal den Mund.“

In Trier kommen solche Geschichten nicht an. Katrin Hülsmann ist sehr angetan von Ritzys neuem Leben. „Was der FC Bayern da bietet, das kann man als Eltern gar nicht leisten.“ Sie ist über Video-Telefonate und Messenger-Dienste mit ihrem Sohn in Kontakt. Ritzzy selbst sagt: „Natürlich muss man sich erst mal beweisen. Charakter zeigen, nett sein, nicht frech oder so.“ Er spricht leise, durch seine schmalen Augen blickt er konzentriert und aufmerksam in die Welt hinein.

Für sein Alter ist Ritzzy groß und dünn, ein Schlaks mit weichen Zügen und wenig Muskeln. Beim FC Bayern sagen sie, er sei zurückhaltend, würde eher beobachten. Auf dem Platz wird er zum Brüller, ärgert sich über Fehler und treibt die Mitspieler an. Im Training verblüffen er und sein Torwartkollege mit Leistungen, die man 14-Jährigen kaum zutraut. Wie schnell sie reagieren, wie hoch sie springen, wie sicher sie fangen



und welch enorme Ausstrahlung sie haben. Eine Übungseinheit der U14 des FC Bayern reicht, um zu erkennen, warum sie hier sind: Sie sind für ihr Alter extrem gute Fußballer.

## **Das Geld**

Die extrem guten Fußballer, für die Vereine extrem viel Geld ausgeben, werden immer jünger. International ist es nicht ungewöhnlich, dass der FC Bayern jüngst für den 17 Jahre alten Kanadier Alphonso Davies zehn Millionen Euro bezahlte. RB Leipzig überwies zwei Millionen für den 16-jährigen Mads Bidstrup nach Kopenhagen. Im Sommer 2017 holte Bayern zwei 14-Jährige und einen 13-Jährigen von Hertha BSC Berlin – für eine sechsstellige Summe.

Dass die allerbesten Talente schon in der U14 und U15 höhere Monatslöhne als ihre Väter oder Lehrer kassieren, ist in der Branche ein offenes Geheimnis. Spricht man Ernst Tanner darauf an, glaubt man durchs Telefon zu hören, wie sein Blut in Wallung gerät. Der 51-Jährige ist seit 1994 im Jugendfußball aktiv, beim TSV 1860 München, in Hoffenheim, jetzt in Salzburg. „Wenn das so weitergeht“, schimpft Tanner, „machen wir demnächst eine pränatale Forschung und bezahlen die Mütter für eine sichere Geburt“.

Tanner fragt sich, was ein paar Tausend Euro Monatsgehalt mit dem Gemüt eines 14-Jährigen machen. Wie solle man da noch Lern- und Leistungsbereitschaft erzeugen? „Wie soll da ein fundierter Teambuildingprozess funktionieren, wenn ein Spieler so exponiert ist und alle anderen die Arschkarte gezogen haben?“ Dann, sagt Tanner, müsste man allen anderen auch so viel zahlen, „aber das würde das Ganze noch mehr pervertieren“.

Bei Ritzzy Hülsmann spielt Geld noch keine Rolle. Seine Eltern sind aber schon mit einem Spielerberater in Kontakt, sogar mit einem bekannten: Thomas Kroth, der unter anderem Ritzzys Helden Manuel Neuer betreut. Spielerberater verdienen gutes Geld, haben aber einen eher schlechten Ruf. Ihnen wird zum Beispiel nachgesagt, dass sie Ju-

gendspieler und deren Eltern mit Geschenken wie iPhones oder monatlich neuen Fußballschuhen locken, um Abhängigkeit herzustellen. „Das ist mittlerweile branchenüblich“, sagt Kroth.

Seine Verbindung zur Familie Hülsmann stellte ein gemeinsamer Bekannter her. „Da hab ich erst mal geschluckt. Ein 13-Jähriger – das kennen wir nicht, das haben wir noch nie gemacht. Ich hab mich dann mit der Mutter getroffen und gesagt: Okay, ich kann mir das vorstellen.“ Kroth erklärt, es gehe darum, den Jugendlichen fern der Heimat in allen Belangen zu begleiten, von der Schule bis zum Sport. Er beteuert, ihm sei das Geschäft mit den jungen Kickern zuwider. „Aber wir werden gezwungen, das mitzugehen durch den Konkurrenzkampf auf dem Markt. Wir müssen zu den Jungen Kontakt aufnehmen, sonst haben wir irgendwann mal keine Spieler mehr.“

Auch die Vereine tragen zu dieser heiklen Entwicklung bei. Spieler können ab 16 Jahren mit einem Fördervertrag ausgestattet werden – dann kosten sie Ablöse, vorher nur eine Aufwandsentschädigung. Deshalb stürzen sich die Klubs jetzt also auf die 12- bis 15-Jährigen, denn so billig kriegen sie die Talente nie wieder. Für diese gibt es Vorverträge, auch wenn sie rechtlich kaum durchsetzbar sind. Die – bisweilen überehrgeizigen – Eltern können selten einschätzen, was genau sie da unterschreiben. Die Vereine treiben die Familien damit geradezu in die Hände der Berater, von denen es seriöse gibt. Und andere.

Der Österreicher Peter Huemerlehner hat in einer WDR-Reportage einmal ausgesprochen, was andere nur im Vertrauen sagen: Der Fußball sei eine „Industrie“, in der sich jeder so früh wie möglich die „besten Aktien“, sprich die besten Talente, sichern wolle. In der Hoffnung, dass diese später Millionen abwerfen. Huemerlehner betreut in Köln etwa ein Dutzend Spieler. Einer davon ist Thierno Ballo, Österreicher mit ivorischen Wurzeln. Der Berater adoptierte Ballo, als der elf Jahre alt war, und fädelt früh einen Wechsel zum FC Chelsea ein. Da ein internationaler Transfer erst mit 16 erlaubt ist, parkte Huemerlehner Ballo bei Viktoria Köln, ehe dieser im Januar nach London umzog. Dort unterschrieb er einen Vierjahresvertrag, pro Jahr soll er 1,2 Millionen Euro verdienen. Da äußern selbst Kritiker ein gewisses Verständnis: Mit diesem Vertrag

könnte Ballo fürs ganze Leben ausgesorgt haben. Selbst wenn es bei Chelsea schiefginge. Und schiefgehen kann vieles.

## **Der Druck**

Lennart Hartmann verteilt an einem milden Juliabend Hütchen auf einem Kunstrasen in Berlin. Er gibt Einzeltraining, sein Schüler heißt Tim, ist 16 Jahre alt und spielt beim SV Babelsberg. Tim will nach einer Oberschenkelverletzung ein Comeback schaffen. Hartmann sagt: „Als mich Tim kontaktierte, habe ich gleich zugesagt. Meine Eltern meinten: Das erinnert dich an dich selbst, da freust du dich doch drauf.“ Vor zehn Jahren trug Hartmann das Dress von Hertha BSC Berlin und wurde durch seine Einwechslung in Frankfurt zum jüngsten Bundesligaspieler der Vereinsgeschichte. Mit 17 Jahren, vier Monaten und vier Tagen stand Lennart Hartmann vor einer großen Karriere. Der DFB zeichnete ihn mit der Fritz-Walter-Medaille in Silber als zweitbesten Jugendspieler der Nation aus.

Doch der Auftritt in Frankfurt blieb sein einziger in der Bundesliga. Hartmann ist jetzt 27 Jahre alt und er ist ein Beispiel dafür, dass auch größtes Talent keine große Karriere garantiert.

Sein Körper vertrug plötzlich das viele Training nicht mehr, die Schmerzen in der Hüfte nahmen stetig zu. Er fühlte sich einsam, denn ein verletzter Spieler fällt aus dem System, er gehört nicht mehr dazu. Er hatte Pech mit Trainern und weiteren Verletzungen. „Dem ganz schnellen Aufstieg folgte der freie Fall nach unten“, sagt er. Allein seine Familie hielt ihn in der Spur. Wegen der ständigen Hüftprobleme traf er eine Entscheidung: für ein Jurastudium, gegen den Profifußball.

Nun hat er eine eigene, private Jugendakademie gegründet, ab und zu kickt er noch in der siebten Liga. War es das wert – die entbehrungsreichen Jahre in der Hertha-Jugend, die ganze Leidensgeschichte? Hartmann sagt, er habe aus seiner Jugendzeit viel mitgenommen: Disziplin, Ehrgeiz und die Fähigkeit, mit Rückschlägen umzugehen. Er sei durch den Fußball „viel gereist“ und habe tolle Menschen kennengelernt. Aus sei-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

nem Hertha-Jahrgang 1991, einst in der B-Jugend ganz hoch gehandelt, hat es am Ende kein einziger fest in die Bundesliga geschafft.

Eine Studie der Uni Kaiserslautern befand 2016, dass von allen Zehn- bis Zwölfjährigen, die in einem Leistungszentrum spielen, weniger als ein Prozent später einen Profivertrag unterschreibt. Mit den Jahren wird die Quote höher, aber das Scheitern ist allgegenwärtig. Eine Verletzung kann alles beenden. Oder die knallharte Auswahl jedes Jahr im April oder Mai, wenn die Vereine entscheiden, welche Spieler sie in die nächste Jahrgangsstufe übernehmen. Sind die Klubs nicht mehr von einem Jungen überzeugt oder holen einen vermeintlich Besseren, muss er den Verein verlassen. Also auch sein Zimmer im Jugendhaus, seine Schule, seinen Wohnort. Es ist der Augenblick, in dem eine Welt zusammenbricht.

„Für viele Eltern und Kinder ist der Fußball wichtiger als alles andere. Das ganze Familienglück hängt von dem Buben ab und ob er einmal Profi wird“, sagt der Ingolstädter Jugendleiter Roland Reichel. Die Absage-Gespräche seien oft Dramen. „Da heult die Mutter, dann heult der Bub, dann heult der Papa und teilweise heul ich dann noch mit. Weil manch einer wächst dir auch ans Herz.“ 2014 hat sich ein junger Spieler nach seiner Entlassung aus einem süddeutschen Nachwuchszentrum das Leben genommen. Reichel verlangt von den Familien, dass sie einmal im Monat darüber reden, was wäre, wenn es für ihren Jungen am Saisonende nicht weitergeht. Denn das sei bei vielen schlicht ein Tabuthema.

Ritzzy Hülsmann darf seinen Traum noch mindestens ein weiteres Jahr verfolgen, er hat im Frühjahr die Auslese beim FC Bayern überstanden. Unlängst wurde er bei einem Turnier in Florida als bester Torwart ausgezeichnet. In der Schule hingegen erlebt Ritzzy einen Abstieg, er ist vom Gymnasium auf die Realschule gewechselt. Katrin Hülsmann sagt, die Anforderungen in Bayern seien zu hoch gewesen im Vergleich zu Rheinland-Pfalz. Sie fürchtet, ihrem Sohn zu viel zugemutet zu haben. „Ich hoffe, dass er in der neuen Schule besser ankommt.“ Sonst aber gibt sie dem Projekt FC Bayern „die Note eins“. Wenn sie sehe, wie sich Ritzzy entwickelt habe, sportlich wie persönlich, sei es die richtige Entscheidung gewesen.

Inzwischen hat auch der zweite Sohn das Elternhaus in Trier verlassen. Randy Hülsmann ist mit elf Jahren ins Internat des 1. FC Kaiserslautern gezogen. Auch er steht im Tor, und auch er sei „Feuer und Flamme“, sagt Katrin Hülsmann. An seinem ersten Tag in Kaiserslautern hat Randy sich das Zimmer mit einem Probespieler geteilt. 14 Jahre war der alt, kam aus München – und war dort gerade beim FC Bayern aus Ritzys Mannschaft geflogen.

## Unter Freunden

*Einst war er einer der größten Sportstars der Nation, heute macht er die schwerste Krise seines Lebens durch: Drogen und Alkohol drohen den früheren Radprofi Jan Ullrich zu zerstören. Und ausgerechnet jetzt suchen Menschen seine Nähe, die möglicherweise mehr an seinem Geld interessiert sind als an ihm*

Von Joachim Rienhardt, *stern*, 30.08.2018

Am Vorabend ist Jan Ullrich kurz vor Mitternacht eingeschlafen, mitten im Telefonat mit seiner Freundin Elizabeth. Er lag im Bett in der Betty-Ford-Entzugsklinik in Bad Brückenau. „Er sagte, er sei sehr müde. Dann fiel ihm das Handy aus der Hand, und weg war er“, sagt die Frau, die der einzige deutsche Sieger der Tour de France nun als die dritte große Liebe seines Lebens bezeichnet.

Es dauerte vier Stunden, bis sich Jan Ullrich wieder meldete. „Good morning, honey“, schrieb er per Whatsapp, weil sie seinen Anruf nicht gehört hatte. „Er hat vier Stunden am Stück geschlafen. Das ist für ihn rekordverdächtig“, sagt Elizabeth. Zwei Stunden später, früh um sechs, erreichte sie sein Video-Anruf aus dem Innenhof der Klinik. „Er hat mir seine Mitpatienten gezeigt und war guter Dinge. Gleich danach ging er ins Fitnesscenter und in die Sauna.“

Elizabeth Napoles hat zum Dinner in Portixol, einem In-Viertel von Palma de Mallorca, ein langes, olivgrünes Kleid mit Spaghettiträgern angezogen. Ihre Arme wirken zerbrechlich, so dünn sind sie. Sie hat in den fünf Monaten, die sie an der Seite von Jan Ullrich ist, fünf Kilo abgenommen. Mit ihren 1,65 Metern wiegt sie noch 38 Kilo. Die 34-Jährige hat Tränen in den Augen. Bunte Blätter haben die Kubanerin als Escort-Girl bezeichnet. „Aber ich liebe Jan. Ich bin die Einzige, die ihm noch Wärme gegeben und in den schlimmsten Momenten geholfen hat. Wäre ich nicht bei ihm gewesen, wäre er vermutlich bereits tot.“

Elizabeth Napoles hat so nah wie niemand sonst die letzte Phase des Absturzes eines der größten deutschen Sporthelden erlebt. Kaum einer war im Olymp der Athleten so weit oben wie er, und kaum einer ist so dramatisch gefallen wie das einstige Rad-Idol. Selbst die Affären des Boris Becker wirken im Vergleich zu Ullrichs Drama wie ein Kindergeburtstag.

Der Dopingskandal, der 2006 mit dem Ausschluss aus der Tour de France seinen Höhepunkt erreichte, war nur die Ouvertüre für den Niedergang. Es folgten Alkohol und Drogenexzesse, Unfälle im Vollrausch, Entziehungskuren, Rückfälle und schließlich die Flucht nach Mallorca. Hier wollte er sich und seine Ehe retten, ein neues Leben beginnen. Doch die Insel wurde vollends sein Tor zur Hölle. Hier geriet er zudem in die Fänge eines windigen Geschäftsmannes, von dem noch zu reden sein wird: Gerd K., der sein Geld mit undurchsichtigen Anlagegeschäften und Wunderheilmaschinen verdient. Auf Jan Ullrich scheint er übergroßen Einfluss zu haben. Der gab sich vergangenes Wochenende im Gespräch mit dem *stern* selbstkritisch. „Langsam sehe ich klarer, was ich in den letzten viereinhalb Monaten angestellt und welche Narben ich hinterlassen habe“, sagt er und verspricht einen Neustart.

Wie viele Aussteiger, die auf Mallorca ihr Glück suchen, wählte sich Ullrich anfangs im Paradies. Sonne, blauer Himmel und kein Nebel wie am Bodensee, dem er entfliehen wollte. Sein Domizil wählte er standesgemäß. Die Finca beim Dörfchen Establiments, gut zehn Kilometer nördlich von Palma, steht auf fünf Hektar Grund und hat eine Wohnfläche von 400 Quadratmetern. Ein Anwalt hatte sie vor 38 Jahren für seine Familie gebaut, 14-Meter-Pool inklusive. Bislang war er sehr zufrieden mit seinem prominenten Mieter. Ullrich bezahlte ein Jahr im Voraus. Dafür bekam er fünf Prozent Nachlass auf die 4500 Euro Monatsmiete.

„Jan liebt Mallorca. Seine Finca ist sein Nest. Da fühlt er sich wohl“, sagt Elizabeth Napoles, die sich bislang keinem Journalisten anvertraut hat. Sie arbeitete noch in einem Touristencafé auf Kuba, als Ullrich vor zwei Jahren mit seiner Familie nach Mallorca zog. Da war Ullrich, Jahre nach dem Dopingskandal, wieder salonfähig. Ihm standen viele Türen offen, man ließ sich gern mit ihm sehen. Unternehmer, Banker, Sportgrößen wie Miguel Indurain, Rafael Nadal, Boris Becker. Mit der Familie des

einstigen Tennisspielers Charly Steeb verband ihn ebenso eine Freundschaft wie mit Til Schweiger, seinem Nachbarn auf der Insel.

Ullrich tat alles, um seinen drei Söhnen ein traumhaftes Leben zu ermöglichen. Fußballfeld, Basketballkörbe, Trampolin, zwei motorisierte Tauchhilfen, Seabobs genannt – die Finca glich einem kleinen Vergnügungspark. Oliven-, Mandel- und Orangenbäume schützen die Bewohner vor neugierigen Blicken. Am Briefkasten am Tor steht nur: „Fam. U“. Enge Freunde sagen, er wäre wohl ein perfekter Kindergärtner geworden, wenn sein Talent und seine Leidenschaft fürs Radfahren nicht so außergewöhnlich gewesen wären.

Auch dafür war das Anwesen der ideale Standort. Das Gebirge Tramuntana, perfektes Terrain für Radsport-Enthusiasten, beginnt direkt an der Grundstücksgrenze. „Er hätte mit Bike-Camps und Radausfahrten locker 20 000 oder 30 000 Euro im Monat machen können und keinen Cent von seinem Vermögen anpacken müssen“, sagt Guido Eickelbeck, 52. Der ehemalige Radprofi führt Kunden seiner Firma VIP-Cycling auf Insider-Routen, spult immer noch 20 000 Kilometer im Jahr auf dem Rad ab. „Wir dachten auch daran, zusammen ein Jan-Ullrich-Café für Radler aufzumachen“, sagt Eickelbeck. „Das wäre eine Gelddruckmaschine geworden.“

Jan Ullrich war 18, als ihn Eickelbeck, Anfang der 90er Jahre auch Manager eines Amateurtteams, in die Mannschaft holte. „Als ich ihn zum ersten Mal auf dem Rad sah, wusste ich: Das ist ein Jahrhunderttalent.“ Gleich im ersten Jahr wurde Ullrich Amateur-Weltmeister. „Er konnte alles: Sprint, Berge, Zeitfahren“, schwärmt Eickelbeck. „Und er hat nie über Schmerzen geklagt. Er hat einfach draufgetreten. Er hat mit den Beinen gesprochen.“

Doch im Laufe der Jahre wurde nicht nur sein übergroßes Talent augenfällig. Insider wussten, dass Jan Ullrich, Sohn eines Alkoholikers, schon während seiner aktiven Zeit zu viel trank. Als er 2002 in Freiburg unter Einfluss von Alkohol mit seinem Porsche einen Verkehrsunfall verursachte, war das auch der Öffentlichkeit nicht mehr zu verheimlichen. 2010 unterzog er sich einer ersten, erfolglosen Entziehungskur. Die zweite absolvierte er, nachdem er 2014 in der Schweiz mit 1,8 Promille zunächst in einen stehenden Citroën gefahren und dann gegen einen Alfa Romeo geprallt war.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sein langjähriger Freund, der Ski-Slalom-Weltmeister Frank Wörndl, brachte Ullrich wieder aufs Fahrrad. Sie trainierten zusammen und fuhren den Ötztal-Marathon, mehr als 5000 Höhenmeter, verteilt auf 238 Kilometer. Doch Jan Ullrich blieb nicht trocken. Und schon seit seiner ersten Kur schluckte er Elvanse, ein Amphetamin, das ihm die Ärzte in der Schweiz verschrieben hatten.

„Die Tabletten haben ihm den Schlaf geraubt und ihn aggressiv gemacht“, sagt seine Freundin Elizabeth. „Wenn er nichts genommen hat, war er der liebste Mensch der Welt.“ So wie an dem Abend vor fünf Monaten, als sie ihn in einem Restaurant kennengelernt habe. „Er hat mir gleich eine Blume gepflückt und mich vier Tage später auf seine Finca eingeladen.“ Vier Wochen später sei sie dort eingezogen und habe sich zusehends über das Treiben auf dem Anwesen gewundert.

Anfangs gingen sie aus zum Essen, machten Ausflüge mit der Yacht eines Freundes. Aber an manchen Tagen soll er bis zu 15 Tabletten genommen haben. Dann bombardierte er mitten in der Nacht Freunde, die ihm helfen wollten, mit endlosen SMS, beschimpfte sie. Das Ausmaß der Tragödie wurde vielen trotzdem erst bewusst, als Ullrich zwei Tage vor einem heftigen Streit und einem Polizeieinsatz auf der Finca von Til Schweiger ein Video drehte, mit dem er seinen eigenen Verfall persönlich dokumentierte.

„Wo sind denn meine Freunde?“, sagt er da. „Ich bin nachts immer wach, weil ich nicht schlafen muss. Hier braucht nur einer keinen Schlaf, obwohl er am meisten säuft – und das bin ich.“ Aufgedunsen im Gesicht und mit wirrem Blick spricht er in die Kamera. Er berichtet von dem Versuch, in neun Stunden 999 Zigaretten zu rauchen. „Ich denke, ich bin Weltmeister. Was wollt ihr, ihr Ameisen. Bin ich tot? Nein, ich bin nicht tot. Ihr kleinen Helfer-Friends – ihr könnt mich am Arsch lecken.“ Hundertfach hat er den Film per Whatsapp an sämtliche Kontakte in seinem Telefon verschickt. Inzwischen geistert der Clip in der ganzen Welt von Handy zu Handy, als wäre er ein Katzenvideo. Jan Ullrich hat alles getan, sich selbst die Würde zu nehmen, die ihm die Freunde bis zuletzt retten wollten.

Gute Freunde wie Georges Kern, 53, der sich früh um neun Uhr in Palma in den Sattel seines Rennrads schwingt, um mit Guido Eickelbeck und dessen erlesener Kundschaft zu einer geführten Runde zu starten. Kern war Deutschland-Geschäftsführer

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

des Uhrenherstellers Tag-Heuer, einer von Ullrichs Sponsoren, als der noch Sportheld war. Zusammen mit Boris Becker und Franziska van Almsick war er der beste Werbeträger der Edelmarke.

„Die Hemmschwelle, Pillen zu nehmen, ist bei Radfahrern viel niedriger als bei anderen Sportlern“, sagt Kern, während er auf seiner Rennmaschine mit Tempo 35 an der Kathedrale von Palma vorbeisurrt. Jan Ullrich selbst hat oft erzählt, dass er bereits als 14-Jähriger in der Fördergruppe des DDR-Sports Pillen bekam. „Der Arzt sagte mir: Nimm das, das tut dir gut.“ Er wusste nicht, was er da schluckte.

Was immer es damals oder später war: Es machte ihn noch schneller und führte ihn in das surreale Dasein von hoch bezahlten Spitzenathleten. Reisen rund um die Welt, Privatjets, Luxushotels, Training, Rennen, Sponsorentermine. „Diese Sportler müssen sich um nichts kümmern. Ihnen wird alles abgenommen“, sagt Kern. „Die wissen nicht, was Geld oder was eine Kreditkarte ist.“ Und niemand bereite sie auf das Leben nach der Karriere vor. „Eigentlich müssten alle erst einmal ein Seminar besuchen. Thema: Das Leben lernen“, sagt Kern. Natürlich hat Jan Ullrich nie ein solches Seminar besucht. Und mit dem Dopingskandal und dem Ausschluss von der Tour de France war sein altes Leben mit einem Schlag pulverisiert.

Geschätzte 50 Millionen Euro hat der Radprofi während seiner Laufbahn verdient. „Doch dann war die Geld-Pipeline urplötzlich zugelehrt“, sagt Kern. Mit dem Karriereende kam die gesellschaftliche Ächtung. „Ich war der einzige Vertreter all seiner Sponsoren, der ihn persönlich angerufen hat“, sagt Kern. Ullrich wurde vom Hof gejagt wie ein Aussätziger. Und die Medien zerpflückten ihn so, wie sie ihn einst gefeiert hatten.

„Jan hat mir gesagt, dass er in die Schweiz ging, weil man ihn in Deutschland nicht in Ruhe ließ“, sagt seine Freundin Elizabeth beim Abendessen in Portixol. Doch in der Schweiz sei es ihm nicht besser ergangen. „Er war auf Mallorca, um hier seine Ruhe zu finden.“ Ullrich klang euphorisch, als er bei den Direktoren der besten Hotels vorsprach, mit denen er für seine Promiausfahrten zusammenarbeiten wollte. Aber die Sucht, seine Liebe zum Wein, ließ ihn nicht los.

Seine Frau Sara, eine energische Allgäuerin, wies ihn immer wieder in die Schranken. Und immer wieder kam es zum Streit, wenn er zu viel trank. Manchmal schnappte er im Suff einen seiner Jungs und fuhr mit ihm in seinem Touareg davon, obwohl er seit dem Unfall in der Schweiz keinen Führerschein mehr besaß.

Aufs Rad stieg er selten. Das linke Knie schmerzte, ein Problem mit Knorpel und einer Zyste im Innenmeniskus. Statt selbst zahlungskräftige Klientel in die Berge zu führen, schloss sich Ullrich seinem Freund Guido Eickelbeck und dessen Kundschaft an. Zuletzt vor einem Jahr. 80 Kilometer, 28er Schnitt – es war Jan Ullrichs letzte Tour.

„Er hatte noch ganz gute Beine“, sagt Johnny Ronan, 64, ein irischer Immobilien-Tycoon, während einer Runde mit Eickelbeck. Er sei beeindruckt gewesen von der Freundlichkeit Jan Ullrichs, der ihn auch zu sich auf die Finca eingeladen habe. Ehefrau Sara war da bereits mit den Söhnen zurück ins Allgäu gezogen. Sie hatte alles getan, um die Familie zusammenzuhalten, jetzt galt es, die Kinder zu schützen. Dem Vermieter sagte sie, sie müsse sich um ihre kranke Mutter kümmern.

„Sie ist mir aus dem Herz gesprungen“, sagt Jan Ullrich vergangenen Samstag dem *stern*. „Mein Körper ist aus Stahl. Aber ich bin sehr emotional. Wenn mein Herz verletzt wird, dann ist es, als ob die Sonne explodiert.“ Zwei Tage vor dem Telefonat war er bei der Kernspintomografie, um sein Gehirn untersuchen zu lassen. Das Ergebnis sei gut, es gebe keine bleibenden Schäden. Ullrich zeigt Galgenhumor. „Wo ein Vakuum ist, kann nichts kaputtgehen“, sagt er.

Nachdem seine Frau ihn 2017 verlassen hatte, erzählen Freunde, habe Jan Ullrich rund 800 000 Euro Bargeld von der Bank geholt, um es in Sicherheit zu bringen. Er habe es in 200-Euro-Scheinen im Haus gebunkert, so schildern es die Freunde – in Socken gestopft auf einem Tablett im Schlafzimmer. Geblieben ist davon angeblich nichts. Auch, so vermutet Frank Wörndl, weil falsche Freunde in das Leben des einstigen Radhelden traten. Wörndl nennt Gerd K. einen „Scharlatan“. „Der sagte ihm, er soll Whiskey trinken. Das würde ihn von innen reinigen.“ Am Ende waren es drei Flaschen Johnnie Walker am Tag. Die erste leerte Ullrich oft fast in einem Zug.

Bevor Ullrich den beliebten Mann im vergangenen Jahr kennenlernte, hatte K. auf dubiose Weise viel Geld mit Kryptowährungen gemacht. Mit einer nach ihm benannten

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Consultingfirma warb er bei Veranstaltungen für „The future of Payment/Krypto Erfolgstour“. Die Firma gehört zu einem intransparenten Unternehmensgeflecht, Hauptsitz Belize, gegen das die Staatsanwaltschaft Bielefeld ermittelt. Die Gründerin sitzt bereits in Haft.

K., der nach eigenen Angaben Milliarden bewegt und an Armutsbekämpfung interessiert ist, hat Ullrich für 18 000 Euro ein Gerät verkauft, das er Physio-Screen nennt. „Der behauptet, man könne damit in alle Organe schauen und gegebenenfalls mit sogenannten Nanostrahlen heilen. Jan ist dem verfallen wie einem Sektenguru. Der wirkt durch ihn vollkommen fremdgesteuert“, sagt Wörndl. Die Wundermaschine aus Russland, im Internet schon für 5000 Euro zu haben, habe Ullrich immer aufs Neue bestätigt, dass all seine Organe im besten Zustand seien.

Vergangenen Herbst verbrachte er ein paar Wochen bei der Familie im Allgäu. Dort durfte K. sein Physio-Screen auch bei Ullrichs kranker Schwiegermutter anwenden, die entgegen der angeblichen Prognosen der Ärzte noch immer am Leben ist. Das bestärkt Ullrich bis heute in seinem Glauben an den selbst ernannten Wunderheiler.

Zurück auf Mallorca, war Ullrich fast täglich mit Guido Eickelbeck im Fitnessstudio. Zunächst blieb er trocken. Einmal setzte er sich in Begleitung von Rudy Pevenage, ehemals sportlicher Leiter beim Team Telekom, aufs E-Bike, doch nach 25 Kilometern war sein Knie geschwollen. Auf Freunde wirkte er depressiv, wenn er nicht trank. Die Veranstalter der Cycclassics in Hamburg, eines alljährlichen Profiradrennens, hatten ihn gerade als Direktor abgelehnt. Jan Ullrich trug nun die 480 Euro teuren

Totenkopf-T-Shirts des Designers Philipp Plein, hörte Bushido und den rappenden Heino. Und an einem Tag im März dieses Jahres, bevor seine Frau Sara mit den Kindern zu Besuch auf die Insel kam, brachen bei Ullrich wieder alle Dämme. Er trank fast bis zur Besinnungslosigkeit, fuhr trotzdem noch zum Flughafen, um sie abzuholen. Aber er war zu betrunken, um auszusteigen. „Da hat er seine Ehe endgültig ruiniert“, sagt Eickelbeck. „Da hat er alles kaputt gemacht.“

Sara Ullrich konnte fortan vom Allgäu aus per Handy über die Überwachungskameras verfolgen, was sich auf der Finca abspielte. Gerd K. war oft wochenlang da. Wenn er wegmusste, sprang ein kroatischer Aufpasser ein. Immer mehr

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

zweiichtige Figuren tauchten auf. Der ehemalige Radprofi Jan B., 43, mehrfach vorbestraft wegen Diebstahls, exhibitionistischer Handlungen und Betrugs, war Dauergast. Mit ihm kam Michael G., gescheiterter Radsportler und ehemaliger Bordellbetreiber aus Schweinfurt, im Jahr 2014 wegen räuberischer Erpressung und gefährlicher Körperverletzung verurteilt, erst seit Kurzem wieder auf freiem Fuß.

Elizabeth Napoles sagt, sie habe sich aus Angst vor diesen Männern nachts im Schlafzimmer eingeschlossen. Wenn die da waren, sei das Haus voll mit Prostituierten gewesen und mit immer mehr Rumänen, die für Kokain gesorgt hätten. Eine Party jagte die nächste. „Ich stelle mir ein neues Team zusammen“, sagte Jan Ullrich den alten Freunden, von denen kaum noch einer kam. Denn er schmiss sie raus, wenn sie ihn zur Vernunft mahnten. Auch die Angestellten suchten das Weite, wenn die Exzesse von Ullrich gefährliche Formen annahmen. „Ich bin voller Energie“, sagt er nun im Telefonat von der Klinik aus. „Wenn ich explodiere, wird viel Energie frei.“

Jan Ullrich schoss mit seinem Luftgewehr oder einer seiner Pistolen auf die Fernseher, zertrümmerte mit einer Axt das Mobiliar, versuchte sich als Feuerspeier und verbrannte sich das Gesicht, als er hochprozentigen Alkohol in die Flammen seines Gasherdes prustete. Dann wieder kletterte er aufs Dach und wollte springen. Mit einem E-Bike versuchte er im Swimmingpool unter Wasser zu fahren, wie das 2003 bei seinem Werbespot für einen Müsli-Riegel insinuiert wurde. Er brach sich die Rippen, als er mit B. auf dem Mountainbike über die Treppen zum Pool fuhr. Später animierten ihn die neuen Freunde, das auch mit seinem Geländewagen zu versuchen. Sie ruinierten dabei das massive Geländer aus Stein. B. postete in jenen Tagen, er habe mit Jan Ullrich die Firma Jan & Jan gegründet: „Ein neues Leben ist geboren ... ihr dürft gespannt sein, was sich da entwickelt.“

Da war von den rund 800 000 Euro Bargeld kaum etwas übrig. Termine zum Geldverdienen ließ Ullrich platzen oder fuhr sie an die Wand, wie Ende Mai in Klagenfurt. Dort sollte er mit 50 Edelkunden radeln, ließ sich aber bei der Anreise im Privatjet mit Whiskey volllaufen und wurde umgehend nach Hause geschickt. Vollgepumpt mit Drogen fuhr Jan Ullrich in Palma de Mallorca zur Bank und wollte 40 000 Franken wechseln. Der Bankdirektor, ein Radfahrer, bei dem er das Konto eröffnet hatte, erkannte ihn zunächst nicht. Er schmiss ihn raus, als er zu rauchen anfang und

einschloß. Ullrich verschickte Sprachnachrichten und machte sich lustig über die Banken, die kein Geld mehr hätten. In solchen Momenten konnte er gefährlich werden. Dann nahm selbst Jan B. Reißaus.

Nur gegen mich war er nicht aggressiv“, sagt Elizabeth. Jan Ullrich habe ihr für 7000 Euro eine Brustvergrößerung spendiert. Er schenkte ihr auch eine Rolex. Dafür war sie aber auch allein mit ihm in seinen dunkelsten Momenten. Dann, wenn selbst die Halbweltler aus Angst vor ihm flüchteten. Wenn er durchdrehte, weil er nicht mit seinen Söhnen telefonieren durfte.

„Vier Monate lang konnte ich sie nicht sprechen. Es hat mir das Herz herausgerissen“, sagt er jetzt am Telefon. In der Finca baute er sich im Wohnzimmer einen kleinen Altar mit Kerzen und Herzen vor den Bildern seiner Kinder. War er verzweifelt, lief er hin, betete und weinte. Nachts röchelte er im Schlaf und drohte zu ersticken. Sein Rachen war voller Schleim vom exzessiven Rauchen. Häufig übergab er sich.

Elizabeth setzte ihn auf, half ihm beim Abhusten, säuberte ihn. „Aber von den Drogen konnte ich ihn nicht wegbringen. Dazu bin ich zu schwach“, sagt sie. Sie zeigt Bilder, die er ihr nun aus der Klinik schickt. Beim Boxtraining, beim Rauchen. Ein Foto zeigt ein kleines Kunstwerk, das er für sie gebastelt hat: ein Herz aus Zigaretten, darin ein Zettel mit der Botschaft „I love you“. Aber manchmal ist selbst sie geflüchtet, weil er sie nie schlafen ließ, wenn er nicht schlafen konnte. Dann war er ganz allein.

„Außer mir hat sich da niemand mehr hingetraut“, sagt sein Freund Eickelbeck. Er bat Richard Steiner, einen ehemaligen Rotlichtkönig aus Wien, ihm zu helfen. Steiner hat im Gefängnis zum Buddhismus gefunden und verdient heute sein Geld als Boxpromoter, Bio-Wodka-Produzent und Buchautor. Zwei-, dreimal im Jahr macht er auf den Malediven mit seiner „Steiner-Methode“ Prominente und Superreiche fit. Regelmäßig fuhr er zu Jan Ullrich, um ihn das Boxen zu lehren. Ullrich hat dazu durchaus Begabung, doch die Hoffnung, ihn damit von den Drogen abzubringen, wurde enttäuscht.

Einmal stand Ullrich unter der Dusche im Garten, als Eickelbeck kam. „Jan hatte Verfolgungswahn, sah überall Kokain, Überwachungskameras und Wanzen.“ Am

nächsten Tag kam Gerd K., der Wunderheiler, um dann mit Ullrich nach Deutschland zu fliegen, wo der ihm im Beisein eines Anwalts eine Generalvollmacht über seine Geschäfte ausstellte.

K. war es auch, der Jan Ullrich nach dem Streit in Til Schweigers Villa im Privatjet von Mallorca nach Frankfurt begleitete. Er sollte ihn in die Entzugsklinik bringen. Doch zunächst landete Ullrich in einem Luxushotel und, nachdem er dort eine Prostituierte brutal gewürgt haben soll, auf einer Polizeistation und dann per Zwangseinweisung in der Psychiatrie.

„Am besten hätte er da bleiben sollen, wo er kontrolliert therapiert wird“, sagt Charly Steeb im vornehmen Palma Sports & Tennis Club. Freunde wie er glauben, dass Ullrich nach seinen Drogenexzessen gezwungen werden müsse, sich helfen zu lassen. In der Betty-Ford-Klinik in Bad Brückenau sind Halbweltfreunde wie Jan B. und Michael G. oft in seiner Nähe. Vor der Tür stehen Maserati, Jaguar oder Tesla, Mädchen werden gebracht. Vergangene Woche bezog Ullrich zusätzlich zur Unterkunft in der Entzugsklinik ein Zimmer im benachbarten Dorint-Hotel.

Auch Gerd K. kommt regelmäßig. Er bringt Anwälte, lässt Verträge unterschreiben. Nach eigener Aussage will er Ullrichs Villa in der Schweiz verkaufen. Die Immobilie wird auf 2,2 Millionen Euro geschätzt. „K. behauptet, er lege das Geld in Kryptowährung an und mache 6,7 Millionen daraus“, sagt Frank Wörndl, der Lance Armstrong begleitete, als der seinen früheren großen Rivalen Jan Ullrich in der Klinik besuchte. Gerd K., vom *stern* in den vergangenen Tagen wiederholt um eine Stellungnahme gebeten, blieb den versprochenen Rückruf bis Redaktionsschluss schuldig.

Geld braucht Ullrich dringend. Die Konten, heißt es, seien leer. Die Miete für die Finca ist seit Mitte August überfällig. Gerd K. soll Ullrich versprochen haben, ihm nach dem Verkauf der Schweizer Villa monatlich 30 000 Euro Unterhalt zu zahlen. Dass Freunde ihn vor K. warnen, macht Ullrich auch in der Klinik wütend. Er verschickt erboste Sprachnachrichten, wenn jemand seinen Generalbevollmächtigten kritisiert: „Wer hat mich aus dem Knast geholt? Wo wart ihr da, ihr Ameisen!“, brüllt Ullrich. „Er hat meine Schwiegermutter geheilt ... Ich habe die Tour de France gewonnen und nicht ihr. Lasst mich in Ruhe.“

Inzwischen aber versichert er auch, dem Rat von Lance Armstrong zu folgen und seinen Entzug in den USA fortsetzen zu wollen. Die Freunde sagen, kehre er nach Mallorca zurück, könne er sich auch gleich einen Spaten kaufen. Zu viele Halbweltler, zu viele Schmarotzer, zu viele Drogen.

„Ich gehe in die USA und werde sauber. Jetzt wird der Reset-Knopf gedrückt. Dann gibt es einen Neustart“, sagt Jan Ullrich am Telefon zum *stern*. „Ich habe viel Energie. Ich bin ein Kämpfer. Bislang habe ich noch keinen Kampf verloren.“

Im März 2019 möchte er in Südafrika zusammen mit Armstrong und seinem Boxtrainer Steiner bei der Cape Town Cycle Tour starten. Das Rennen geht über 109 Kilometer und gilt als die größte Radveranstaltung der Welt. Sie dient wohltätigen Zwecken.



## Bis zum Letzten

*Beim Marathon laufen vorne die Profis, die Schlagzeilen machen. Und ganz hinten die Menschen, die große Geschichten über das Leben und den Tod zu erzählen haben. Unterwegs mit Läufern, denen es um viel mehr geht als nur um Sport.*

Von Marius Buhl, SZ-Magazin, 08.07.2018

Ihm zittern die Beine, sein Rücken beschreibt einen Buckel, auf seinen Armen haben sich die Härchen aufgestellt, dabei hat er den ganzen Marathon noch vor sich. Aus ängstlichen Augen schaut Udo Freund nach vorne und sieht dabei so zerbrechlich aus wie ein Weinglas in der Faust eines Preisboxers.

Es ist kurz vor zehn am letzten Aprilsonntag, in Hamburg klettert die Sonne den Himmel hinauf, als wollte sie sich den besten Blick auf das Spektakel da unten sichern. Im Schatten des Fernsehturms wartet Freund, 79 Jahre alt, in seinem hellblauen Laufdress auf den Start. Freund sieht Männer in Shorts, die auf ihren Sportuhren herumdrücken, und Frauen mit Schweißbändern, die über Rennstrategien fachsimpeln. Seine lautet: durchhalten, so lange er kann. Er weiß, welche Strapazen auf seine Beine zukommen und auf den Rücken. Als er jünger war, ist er mal den New-York-Marathon gelaufen und auf Hawaii den Triathlon. Insgesamt hat Freund in seinem Leben 36 Marathons hinter sich. Keiner war wichtiger als dieser. Er schaut zum Himmel. Marathon 37 soll der letzte seines Lebens werden, dieses eine Mal will er noch, muss er noch, er hat es sich geschworen. Und seiner Frau, nachdem sie gestorben war. Udo Freund hat mit dem Leben noch eine Rechnung offen. 42,195 Kilometer liegen vor ihm und den anderen rund 14 000 Läufern, die in diesem Jahr in Hamburg am Start sind. Ganz vorne rennen äthiopische Stars um den Weltrekord. Mittendrin jagen Hobbyläufer persönliche Bestzeiten. Ganz hinten aber, in Startblock N, stehen auch noch ein paar Läufer. Ihr Kampf gilt etwas anderem.

Man kann diesen Kampf bei jedem Marathon beobachten, in Hamburg, Berlin, New York, Hongkong. Der Kampf gilt einem Auto, das ganz hinten fährt und das die Läufer liebevoll Besenwagen nennen, weil es die Langsamsten von der Strecke fegt wie ein rigider Hausmeister. Der Besenwagen fährt im Durchschnittstempo einer Richtzeit, in Hamburg sind das sechs Stunden. Wer die Zwischenzeiten nicht einhält, muss einsteigen und das Rennen beenden. Ganz hinten, da laufen die großen Geschichten, die das Leben zu erzählen hat.

## KILOMETER 1

Als der Startschuss ertönt, rennen die Läufer vorne los. Bis diejenigen ganz hinten sich in Bewegung setzen können, dauert es eine Weile. Die Richtzeit läuft schon, und das macht sie nervös. Da stehen Peter Hahl und Peter Baader, Udo Freund und Antje Dehnel, Michaela Rühmling und Christian Hottas. Peter Hahl kriegt schon nach 600 Metern Probleme. Die Wade. Er joggt nicht, er geht spazieren. Hahl deutet auf seinen Bauch und sagt: »Scheiß Wampe.« 111 Kilo. 2000 Liter Bier hat er im vorigen Jahr getrunken, er hat mitgezählt. In seinem Gesicht wächst ein Vollbart von solch enormem Ausmaß, dass man sich vorstellt, Karl Marx lief einen Marathon. Hahl ist eine kleine Berühmtheit in Hamburg: Er ist jeden einzelnen der inzwischen 33 Marathons gelaufen. Voriges Jahr wurde er Letzter und im Jahr davor auch. So langsam, dass er nicht mal auf der Ergebnisliste stand, weil der Besenwagen ihn schnell einholte und aus dem Rennen nahm. Hahl lief trotzdem weiter, auf dem Bürgersteig. Er kam ins Ziel, da war das schon abgebaut. Heute hat er den Ausdruck eines Facebook-Posts dabei, in dem ihn jemand als Kultfigur bezeichnet. Den will Hahl vorzeigen, wenn jemand versuchen sollte ihn zu zwingen, das Rennen abzubrechen. Er schwitzt und keucht. »Ich habe hier ein Lebenswerk errichtet mit meinen 33 Teilnahmen«, sagt er. Als die Strecke nach zwei Kilometern auf die Reeperbahn abbiegt, fragt ihn ein Punk, ob er sich nicht lieber zu ihm setzen und ein Bier saufen wolle. Hahl schnauft. Nach weiteren hundert Metern bleibt er stehen. Hinter ihm rollt mit Blaulicht ein Kastenwagen der Polizei heran. Aus dem Fenster des Autos hält der Fahrer einen kleinen Handfeger. Der Besenwagen. Eine Polizistin öffnet die Schiebetür, grüßt freundlich und schreibt Peter Hahls Nummer auf.

Er fliegt aus der Wertung, da ist das Rennen noch nicht mal richtig losgegangen. Er läuft trotzdem weiter.

## **KILOMETER 6**

Peter Baader hat gesehen, wie sich der Besenwagen Hahl geschnappt hat. Ob er auch finde, dass Hahl wie Karl Marx aussehe? Baader sagt: »Ich kenne Marx nicht. Ich bin ein Rechter, kein Linker.« Während er sich vorwärts schleppt, erzählt er, dass er Dutzende Liebesbriefe von Ernst Jünger bei sich zu Hause horte, die CDU schon lange nicht mehr wähle und es okay sein müsse zu sagen, dass man ein Rechter sei in diesem Land, das aber heute so eine Konnotation habe, na ja. »Man lernt zu sterben, wie man atmen lernt«, schrieb Ernst Jünger. Als Peter Baader sich nach sechs Kilometern umdreht, blickt er in die freundlichen Augen einer Polizistin. »Finito«, sagt die.

## **KILOMETER 7**

Nach Baader holt sich der Wagen Antje Dehnel. Sie sei vielleicht die langsamste Frau, sagt Dehnel beim Einsteigen, aber dass hinter ihr nur Männer gelaufen seien, zeige doch, wer hier das starke Geschlecht sei. Dehnel sagt, es sei trotzdem eine dumme Idee gewesen, sich für den Marathon anzumelden. Sie habe grauen Star und sehe alles nur getrübt. Das sei ihr letzter Lauf gewesen. »Jetzt freue ich mich auf den Besenwagen, da sitzen immer so lustige Leute drin«, sagt sie.

## **KILOMETER 12**

Udo Freund saugt Luft in seine Lunge und reißt dabei die Augen auf. Er geht nicht, so wie die anderen, die nicht mehr können, er läuft, so schnell er kann, sechs Stundenkilometer seien es mindestens, schätzt er. In Hamburg- Altona geht es bergab.

»Wie das hilft!«, ruft Freund und beschleunigt. Wenn er sich umdreht, kann er den Besenwagen sehen, aber das macht er einmal und nicht wieder. Er hat ein Ziel: die Landungsbrücken. Dort stand Jahr für Jahr seine Frau Bärbel. »Das liebste Geschöpf auf der ganzen weiten Welt«, sagt Freund.

So war das immer: Er lief, Bärbel feuerte ihn an. Geld hatten sie wenig, und das gaben sie für Reisen zu Marathons aus. In Hamburg reichte Bärbel ihm an den Landungsbrücken immer eine Flasche Wasser. Immer an derselben Stelle, gleich bei der

Bärbel Freund war schwach im vergangenen Herbst, da traf ihr Mann diese Entscheidung, die ihn immer wieder einholt. Er hatte sich geschworen, seine Frau nie herzugeben, auch nicht, als sie im Rollstuhl saß. Er war Dreher, handwerklich begabt, also baute er einen Seilzug, mit dem er sie die Treppe zum Haus hinaufziehen konnte. Pfl egte sie. Dann ging es nicht mehr, er brachte sie ins Heim. Jeden Tag fuhr er zu ihr, blieb den Tag über dort und ging erst abends nach Hause. Schimpfte mit dem Personal, weil die nicht Acht gaben, dass seine Frau ihre Tabletten nahm. Er gab sie ihr. Im Dezember steckte Bärbel sich mit dem Noro-Virus an, übergab sich in der Nacht auf dem Rücken liegend, und weil sie keine Kraft hatte, sich zu drehen, tropfte das Erbrochene zurück in die Speiseröhre und in die Luftröhre und von da in die Lunge. Als Udo seine Frau am nächsten Tag besuchte, flüsterte sie: »Wann holst du mich endlich heim, Udo?« Zwei Tage später starb sie an einer Lungenentzündung.

Udo Freund läuft diesen Marathon, weil er seiner Frau noch einmal nahe sein will. Eine letzte Qual. »Bei jedem Schritt hämmert dieser Satz vom Sterbebett in meinem Ohr«, sagt er. »Ich habe mich schuldig gemacht, weil ich sie weggegeben habe.« Wäre es nicht doch noch gegangen, sie zu Hause zu pflegen? Irgendwie? Die Menschen am Rand der Strecke jubeln ihm zu, ein paar Jungs, die vor einem Altersheim stehen, rufen, dass er auf die andere Seite der Absperrung gehöre. »Die Beine tun so weh«, sagt Freund, da ist der Besenwagen ganz nah, und die Landungsbrücken sind noch ein paar hundert Meter entfernt. Die Polizistin öffnet die Schiebetür. »Startnummer 15556?«, ruft sie. Freund ignoriert sie. Er kämpft weiter, Meter um Meter. Seine Augen sehen nicht mehr ängstlich aus, sondern entschlossen. Er atmet in kurzen Stößen und ist weiß im Gesicht. Noch hundert Meter. Freund überkreuzt die Beine beim Laufen, die Arme

schwingen unkontrolliert, die Silberkette mit dem Anhänger um seinen Hals pocht im Takt seiner Schritte gegen die Brust. Er läuft an den Landungsbrücken vorbei, bleibt stehen und blickt nach rechts. Da, ganz nah am Wasser, da stand sie immer. Freund dreht sich um und klettert mit letzter Kraft in den Besenwagen. Er lächelt.

## KILOMETER 14

In seiner Welt ist Christian Hottas ein Star. Niemand auf der Erde ist mehr Marathons gelaufen als er. Das hat er gerade einem anderen Läufer erzählt, und der posaunt es nun an jeden raus, der Hottas überholt. 2667 Stück sind es über die Jahre geworden. Eigentlich noch mehr, aber Hottas, 61 Jahre alt, zählt nur die, bei denen er auch ins Ziel kam. Der Zweite in der Weltrangliste hat 500 Marathons Rückstand. »Das holt der nicht mehr«, sagt Hottas.

Hottas trägt eine Outdoor-Weste und eine Sportlersonnenbrille, darunter einen gestutzten Kinnbart. Ein deutscher Jack-Wolfskin-Tourist auf dem Weg zur Zugspitzseilbahn, könnte man denken, aber Hottas ist Extremsportler. Drei Marathons pro Woche läuft er, er organisiert sie selbst mit ein paar anderen Verrückten. Dünn wird er davon nicht, schneller laufen will er auch nicht. Nebenbei praktiziert er als Orthopäde. Er redet gern. Als er durch den Tunnel unter dem Hamburger Hauptbahnhof joggt, erklärt er den Läufern um ihn herum, rechts unter dem Bahnhof befindet sich ein Atomschutzbunker. Die hören zu und hängen sich dran. »Wenn wir beim Hottas bleiben, holt uns der Besenwagen nicht«, sagt einer, »der bringt uns ins Ziel.«

Gruppetto, so nennen sie bei der Tour de France die Gruppe ganz hinten, die sich bei Bergetappen bildet. Dort radeln die Sprinter. Weil sie wissen, dass sie das Zeitlimit überschreiten könnten, versammeln sie sich zu einer so großen Gruppe, dass der Veranstalter oft ein Auge zudrückt und sie nicht disqualifiziert. Einfach, weil sie so viele sind. Das funktioniert normalerweise auch beim Marathon, und deswegen gruppieren sich nun um die zwanzig weitere Läufer um Christian Hottas.

## KILOMETER 21

Der Besenwagen schließt zum Gruppetto auf. Die Polizistin beugt sich heraus. »Bitte räumen Sie den Weg. Sie sind zu langsam, wir müssen vorbei!«, ruft sie. Hottas schnaubt. Er rechnet der Polizistin vor, dass sie sich in der Zeit irre. Sie berechne nämlich die Bruttozeit seit dem Startschuss, aber er sei ja ganz hinten gestartet und durch den Rückstau erst zwanzig Minuten nach der Spitze über die Linie gelaufen. Berechne man die Nettozeit, sei das Gruppetto im Soll. Die Polizistin lacht, bleibt aber hartnäckig: »Bitte machen Sie die Strecke frei!« Die kennt Hottas nicht.

Er schiebt seinen Körper direkt vor den Besenwagen und verlangsamt das Tempo. »Frechheit!«, ruft er. Die anderen Läufer schließen sich ihm an. Die Polizistin versucht es freundlich. »Laber, laber, sülz!«, ruft einer, »wir haben bezahlt und Sie kein Fingerspitzengefühl!« Ein anderer: »Sie können mich am Arsch lecken.« Ziviler Ungehorsam am Ende der Laufstrecke. Eine Frau in pinkfarbener Laufhose ist stiller. »Die zerstören doch Träume hier«, sagt sie leise.

Der Besenwagen gibt nicht auf. Als die Strecke breiter wird, überholt der Wagen das Gruppetto. Nach und nach geben sich die Läufer geschlagen und steigen in den Wagen. Nur Christian Hottas nicht. Der läuft hinter dem Besenwagen weiter, die Polizistin hat ihn übersehen. Er ist noch nicht geschlagen.

## KILOMETER 26

Paolo Francesco Gino ist aus Italien nach Hamburg gereist. Er ist der Präsident des »Club Super Marathon Italia«, Schwesterclub des deutschen »100 Marathon Clubs«, dem nur Läufer angehören, die mehr als hundert Marathons geschafft haben. Alter Freund von Christian Hottas. Gino joggt nicht, er tanzt. Wackelt bei jedem Schritt mit seinem Po und hält sich vorn den Bauch fest, damit der nicht so mitschwingt. Das sieht derart lustig aus, dass Zuschauer ihre Handys zücken und ihn filmen. Gino hat eine Taktik entwickelt, die sich als tauglich herausstellen wird. Wann immer sich der Besen-

wagen nähert, gibt er alles. Der Po pendelt dann in einem zackigen Rhythmus, Meter um Meter läuft er dem Wagen davon. Wenn er ganz außer Atem ist, verschnauft er, indem er langsam weitertänzelt.

## **KILOMETER 33**

Eine Frau aus Bayern läuft unrund. »I muass zum Scheißen«, lässt sie die Welt wissen, und ein paar Hamburger am Streckenrand schauen verdutzt. Dann endlich steht rechter Hand ein Dixi-Klo. Die Frau geht rein, kommt aber nach fünf Sekunden wieder raus. »Is grauslig da drin«, ruft sie, »komplett verschissen. I verheb's ma besser.« Und wackelt weiter.

## **KILOMETER 37**

Christian Hottas kämpft hinter dem Besenwagen. Nach ihm bauen Polizisten die Absperrgitter ab, die Fans verziehen sich, nur ein paar Letzte feuern diesen Verrückten an, der sich nun durch Hamburg-Eppendorf schiebt. Hottas weiß, dass er gegen Ende schneller wird, er läuft auch 100-Kilometer-Rennen, Marathons sind eher die Kurzdistanz für ihn. Während er läuft, erzählt er seine Geschichte. Laufen sei sein Leben, sagt er, schon immer. Als er 1995 seine spätere Frau kennenlernte, die Polin Barbara Szlachetka, eine Elektrotechnikerin, begeisterte er auch sie fürs Laufen. In ihrem Debütjahr lief Szlachetka 52 Marathons, das steht bis heute im *Guinness-Buch der Rekorde*. Sie stellte in den folgenden Jahren Dutzende weitere Bestleistungen ein, unter anderem lief sie einmal 404 Kilometer in 72 Stunden. 2004 wurde bei ihr Darmkrebs diagnostiziert, sie lief während der Chemotherapie 27 weitere Marathons. »Sie hat immer gesagt, sie werde den Krebs besiegen wie eine Konkurrentin beim Sport«, sagt Hottas. Er schweigt eine Weile, dann flüstert er: »Hat sie nicht.«

## KILOMETER 38

Michaela Rühmling trägt ein pink-farbenes Laufshirt, auf das hinten ein Bild von ihr und einer anderen Frau gedruckt ist. Am Verpflegungsstand will sie eine Banane haben, aber es gibt keine mehr. Sie läuft weiter. Wer die Frau auf dem T-Shirt sei? Michaela Rühmling deutet neben sich in die Leere. »Das ist Tanja, die läuft hier neben mir.« Da ist niemand. »Doch!«

Rühmling stellt es sich so vor, dass Tanja sie begleitet, ihre beste Freundin, ihre Retterin. Sie sei kein leichter Mensch, sagt Rühmling. »Immer mache ich Dummheiten.« Sie glaubt, das liege an der Energie, von der sie zu viel in sich trage und die sie vibrieren lasse den ganzen Tag. Bei der Arbeit in der Jugendherberge, wo sie kocht, sei sie neulich auf ein Regal geklettert und runtergesprungen. Ein anderes Mal sei sie auf einem Rollstuhl Skateboard gefahren, da sei sie gestürzt und habe sich den Arm verstaucht. Rühmling ist vierzig Jahre alt, der Chef wollte sie rauswerfen, gab ihr dann aber eine letzte Chance.

Rühmlings Vater starb, da war sie sieben. »Seitdem bin ich hibbelig«, sagt sie. Ihre Freundin Tanja half ihr. Nahm sie mit zum Laufen, »da kannst du deine Energie loswerden«, sagte sie. Gemeinsam trainierten sie, liefen und liefen und liefen. Seitdem mache sie keine Dummheiten mehr, sagt Michaela. Tanja habe jetzt eine Fußverletzung, aber sie warte hinter dem Ziel auf sie.

## KILOMETER 41

Christian Hottas beschleunigt. Er sieht den Besenwagen knapp vor sich. Zieht sich langsam ran, rein in den Windschatten, dann schert er rechts raus und überholt den Kastenwagen. Ein letzter Kilometer bis ins Ziel. Im Wagen schauen sie verdutzt. Sein Po wackelt jetzt fast wie der von Paolo Gino beim Laufen, die Muskeln in der Wade schwellen an bei jedem Schritt. Zweite Luft, hat er oft. Der Zielsprecher ruft ins Mikrofon: »Es steht im Buch der Bücher, die Letzten aber werden die Ersten sein. Hier



kommt der Christian Hottas!« Hottas rennt über die Ziellinie, unbeeindruckt, auf den Rängen stehen die Menschen und johlen. Im Ziel sieht er Michaela Rühmling, die ihrer Freundin Tanja um den Hals fällt. Hottas sucht jemanden zum Reden. Ein letzter verächtlicher Blick zum Besenwagen, der nun knapp hinter ihm ins Ziel rollt. Übermorgen, sagt er, fahre er in die Nähe von Breslau, da sei er mit seiner Frau oft gelaufen. Den dortigen Marathon haben sie nach ihr benannt.

## Bundestrainerpräsident

*Joachim Löw könnte mit der Verteidigung des Weltmeistertitels zur deutschen Legende werden. Umso mehr ärgert ihn, dass seine heile Fußballwelt ausgerechnet jetzt durcheinandergewirbelt wird.*

Von Markus Feldenkirchen, Der Spiegel, 16.06.2018

Der Bundestrainer tänzelt braun gebrannt und in kurzer, schwarzer Trainingshose über die Terrasse des Mannschaftshotels, sein Silberkettchen wippt am Hals. Er sucht nach dem besten Tisch. Nahe Eppan, über den Dolomiten, sind Gewitterwolken aufgezogen. Er deutet auf einen Platz unter dem cremefarbenen Schirm. "Da haben wir es schön trocken."

"Noch einen Espresso?", fragt der Kellner. Eine rhetorische Frage. Joachim Löw sitzt in seiner Wellnessoase in Südtirol am Rande eines hellblauen Pools, umringt von Weinhängeln, man hört Springbrunnen plätschern und Vögel singen. In der Ferne röhrt ein Traktor zwischen den Reben. Es ist ein Refugium der Ästhetik und der Behaglichkeit, die Welt des Joachim Löw. Eine Welt der Espressi und der Ruhe.

"Ja, bring mir bitte noch einen mit", sagt der Bundestrainer. Nach zwei Wochen Trainingslager, in dem er seine Mannschaft auf die WM in Russland vorbereitet hat, ist das sein letzter Termin. Der Bus ist abfahrbereit vor der Tür, die Koffer stehen aufgereiht im Eingang.

Es dürfte in diesen Wochen leichter sein, eine Privataudienz bei Papst Franziskus zu bekommen als einen Termin mit Joachim Löw, zumindest wenn man nicht zum verschworenen Klub der Nationalmannschaft gehört oder die deutsche Bundeskanzlerin ist.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das liegt zum einen an Löws chronischem Ruhebedürfnis, zum anderen am Gewinn des Weltmeistertitels vor vier Jahren in Brasilien. Seitdem hat der 58-Jährige das Gefühl, niemandem mehr etwas beweisen, sich nicht mehr großartig erklären zu müssen. "Der Jogi lebt jetzt in seiner eigenen Weltmeisterwelt", sagt ein Vertrauter. "Wie andere ihn sehen, ist ihm ziemlich schnuppe."

Bittet man seinen Stab um einen Termin, wird einem mitgeteilt, dass der Bundestrainer kein Interesse mehr an Gesprächen habe. Dann heißt es, man solle bitte interessante Themen vorschlagen - die immer gleichen Fußballfragen würden den Bundestrainer ermüden. Als die Vorschläge geschickt sind, kommt zurück, für solche Themen habe der Bundestrainer gerade keinen Kopf. Wenn, dann wolle er sich über Fußball unterhalten. Ob er am Ende wirklich Zeit finde, sei trotzdem fraglich. Hänge alles von der Tageslaune ab. Und vom Wetter natürlich. Löw wolle jeden Tag flexibel auf die Witterung reagieren, um zum optimalen Zeitpunkt trainieren zu können. Deshalb: keine festen Termine. Warten auf Löw.

Zwei Stunden vor der Abreise aus Südtirol, die letzte Trainingseinheit ist absolviert, sitzt er unter seinem Schirm und sagt, dass er sich auf die WM freue. Er spricht leise, sein Blick ist warm, aber auch etwas schüchtern. Mit seinem tiefen Pony wirkt es manchmal, als lugte er unter einem Sombrero hervor.

Er wisse um die Schwierigkeiten bei so einem Turnier, deshalb liege "eine gewisse Demut" in der Vorfreude, sagt Löw. Seine Hände schwingen beim Reden rhythmisch hin und her, wie ein Pendel. "Erfolg ist grundsätzlich planbar, aber nicht immer in jeder Facette. Bei einem Turnier gibt es immer Momente, die kann man nicht vorhersehen."

Löw würde das Unvorhersehbare am liebsten abschaffen. Dann müsste er sich ausgerechnet jetzt, pünktlich zur WM, nicht mit "diesem Thema", wie er es nennt, herumschlagen, das er und seine Mannschaft partout nicht abschütteln können. Mitte Mai posierten seine Nationalspieler Mesut Özil und İlkay Gündoğan mit dem türkischen Präsidenten für Fotos, und jeder überreichte Recep Tayyip Erdoğan untertänig ein Trikot. Seitdem ist vieles in Aufruhr. Der Hauptvorwurf lautet, die beiden würden sich nicht genügend mit Deutschland identifizieren.

"Mesut kenne ich seit 2009 und den İlkay seit 2011", sagt Löw in seiner Südtiroler Oase. In diesen ganzen Jahren hätten sich die beiden wirklich voll und ganz mit den Werten in Deutschland identifiziert. So hätten sie sich stets auch innerhalb der Mannschaft verhalten. "Und das ist für mich mal das Allerallerwesentliche. Diese beiden Spieler sind in Deutschland wirklich gut integriert. Das kann ich versichern." An seinem Rückzugsort spricht er ruhig über Gündoğan und Özil.

Am nächsten Abend, im Fernsehen, redet Löw nicht mehr so gelassen. "Ich frage mich jetzt allmählich: Was soll der İlkay jetzt tun?", fragt er den TV-Moderator nach dem letzten Vorbereitungsspiel gegen Saudi-Arabien in Leverkusen, genervt, augenrollend. "Er hat ein Foto gemacht, okay ..." Löw zählt nun auf, was Gündoğan seither alles gesagt und getan habe. "Dann ist irgendwann mal das Thema auch mal vorbei. Okay?" Er schaut den Fragesteller nicht mehr an und greift mit der linken Hand wütend das Mikrofon energisch nach, wie ein Reiter, der die Zügel stramm zieht.

Aber die Debatte lässt sich nicht einfach beenden. Und anders als Interviewtermine und Trainingseinheiten lässt sie sich auch nicht verschieben. Spätestens seitdem die Zuschauer in Leverkusen Gündoğan emsig auspfeifen, dem Spieler ungeahnte Fehler unterliefen, die ganze Mannschaft verunsichert wirkte und es später in der Kabine kein anderes Thema gab, weiß Löw, dass "dieses Thema" die Kraft hat, seinen Traum von der Titelverteidigung zu zerstören.

Löw werden dieser Tage die Grenzen seiner Rituale vor Augen geführt. Am liebsten hätte er auch in diesem Jahr wieder einen Zaun um seine kleine, intakte Fußballwelt gezogen, in der es allein um verheilte Mittelfußknochen, stabile Defensivformationen und schnelles Flachpassspiel gehen soll. Aber egal wie hoch Löw die Planen rund um das Mannschaftshotel und den Trainingsplatz zieht, die Trikotaffäre holt ihn immer wieder ein.

Zuletzt wirkten er und seine DFB-Crew wie Angela Merkel und ihre CDU während des vergangenen Bundestagswahlkampfes. Während draußen im Land die Stimmung wegen der Flüchtlingspolitik brodelte, zog die Kanzlerin stur ihre Heile-Welt-Kampagne unter einem entrückt unpolitischen Slogan durch, mit dem sich auch für die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Bundsgartenschau werben ließe: "Für ein Deutschland, in dem wir gut und gerne leben." Die Pegida-Atmosphäre im Land hat nun auch Löws Truppe erreicht, die sich offensiv als Symbol für das moderne, multikulturelle Deutschland inszenierte, als kicken-de Willkommenskultur. Und nun fährt ausgerechnet sie mit einem Migrationsproblem nach Russland.

Ein paar Tage vor dem Gespräch war die Kanzlerin mal wieder zu Besuch, in Löws Vorbereitungslager. Es war ein trainingsfreier Tag, alles entspannt also, man aß gemeinsam, plauderte, auch über das Problem mit der Integration, das sie jetzt ebenfalls noch miteinander teilen - neben all den anderen Gemeinsamkeiten, die ihre Karrieren aufweisen.

In zwei der schnelllebigsten und nervösesten Branchen der Gegenwart, der Spitzenpolitik und dem Profifußball, ist es Merkel wie Löw gelungen, eine Ära zu begründen, völlig gegen den Trend. Während andere Staats- und Regierungschefs kamen und gingen und während Fußballtrainer froh sein müssen, eine ganze Saison zu überstehen, blieben die beiden einfach im Amt - die Bundeskanzlerin seit nunmehr 13 Jahren, der Bundestrainer seit 12. Merkel ist bis zum Jahr 2021 gewählt, und Löw hat gerade seinen Vertrag bis 2022 verlängert. Wenn sie durchhalten, werden beide die magische Helmut-Kohl-Marke von 16 Amtsjahren erreichen. Es gibt viele Kinder in Deutschland, die nichts anderes kennen als die Bundeskanzlerin Merkel und den Bundestrainer Löw.

Es sei das Cordon bleu, sagt Löw auf der Terrasse in Eppan. "Uns verbindet die Vorliebe für Cordon bleu mit Bratkartoffeln." Er hat lange überlegt, bevor er die Frage beantwortete, was ihn mit der Kanzlerin verbinde. Wann immer er Merkel im Kanzleramt besuche, gebe es Cordon bleu. Er habe irgendwann mal erwähnt, dass er das gern möge. Seitdem gebe es immer Cordon bleu. Der Kanzleramtskoch könne das hervorragend.

Aber es ist nicht nur das Cordon bleu. Beide gelangten in den dunkelsten Stunden ihrer Organisationen an deren Spitze, als die alten Systeme an ihr Ende gekommen waren. Als Betriebsunfall. Merkel im Zuge der schwersten Krise der CDU, bekannt als

Spendenaffäre. Löw, als Assistent von Jürgen Klinsmann, in der finstersten Phase des deutschen Fußballs, bekannt als Rumpelfußball-Ära.

Als Kanzlerin und als Cheftrainer profitierten sie dann vom Reformmeißel anderer: Merkel von der Agenda 2010, die Gerhard Schröder (SPD) ohne Rücksicht auf Befindlichkeiten seiner Partei durchgesetzt hatte. Löw von der flipperkugelartigen Umtriebigkeit Klinsmanns, der dem Nationalteam jene Freiräume geschaffen hatte, in denen sich kreativ arbeiten lässt. Aber es waren Löw und Merkel und nicht ihre hemdsärmeligen Vorgänger, die später eine Ära begründeten, weil sie die größere Geduld und Gelassenheit besaßen, auch die Fähigkeit zum Aussitzen.

Beide funktionierten gut in jenen goldenen Jahren, in denen es einen Überschuss zu verwalten gab. Merkel einen ökonomischen, die Phase sinkender Arbeitslosigkeit und wachsender Steuereinnahmen. Löw konnte sich der talentiertesten Spieler bedienen, die die deutschen Vereine hervorgebracht hatten.

Sie machten keine größeren Fehler, riskierten aber auch nicht allzu viel. Und ganz nebenbei teilten sie eine Abneigung gegenüber großen Egos und störender Exzentriker, die den Betriebsfrieden beeinträchtigen könnten. Bei Löw waren es Spieler wie Sandro Wagner oder Max Kruse, bei Merkel Politiker wie Friedrich Merz oder Roland Koch.

So wurden beide zum Symbol für eine weitgehend unaufgeregte Episode der deutschen Nachkriegsgeschichte, zu Vertretern eines sympathischen, aber auch behaglichen Deutschlands, einer Konsensrepublik, die insgeheim von Schwarz-Grün träumte. Inzwischen aber scheint ihre Art latenten Biedermeiertums an Grenzen zu stoßen. Löw und seinem Team schlägt jetzt derselbe Furor besorgter bis rassistischer Bürger entgegen, der auch Merkel seit Jahren trifft.

Statt sich den Konflikten zu stellen, erklären beide gern Debatten für beendet. Wenn Merkel Politik macht, werden auch ringsherum die Pläne hochgezogen. Ihre Bereitschaft, sich öffentlich zu erklären, ist begrenzt. Als Löw in Südtirol im Medienzelt erscheint, um mitzuteilen, welche vier Spieler noch aus dem Kader für die WM gestrichen werden, eröffnet der DFB-Sprecher die Veranstaltung mit dem Hinweis, dass es

sich hierbei "nicht um das klassische Pressekonferenz-Format mit Rückfragen" handle. Löw verkündet dann die Entscheidung, den hoch talentierten Leroy Sané zu Hause zu lassen, der unter Pep Guardiola bei Manchester City eine bärenstarke Saison gespielt hat. Eine Begründung für diese Maßnahme liefert er nicht.

Auch die Aufregung um Özil und Gündoğan wäre wohl nicht so groß, wenn Löw und der DFB nicht so verschurbelt reagiert hätten, wenn sie sich selbst deutlicher positioniert hätten.

Aber es gibt auch gravierende Unterschiede. Während Merkel vor der letzten Wahl nicht wirklich erläutern konnte, warum sie an der Macht bleiben will, fällt es Löw leicht, seine Motivation zu erklären. Was sein Kerngebiet betrifft, das Fußballspiel, mangelt es ihm weder an Weitsicht noch an Ideen.

Klar, nach dem WM-Titel 2014 habe er sich schon gefragt, was es jetzt noch für Ziele gebe, sagt Löw auf der Terrasse in Südtirol. "Wo ziehe ich jetzt meine Motivation her und meine Begeisterung? Kann ich die auf diesem Niveau halten oder nicht?" Für die Fragen habe er schon den ein oder anderen Monat gebraucht.

"Ich fühle mich als Entwickler und Visionär", sagt Löw. "Das ist tief in mir drin." Einen solchen Satz wird man von Merkel niemals hören. "Ich mache mir ständig Gedanken: Wo geht der Fußball insgesamt hin? Wo wollen wir in vier Jahren stehen? Wohin wollen wir einzelne Spieler entwickeln? Natürlich sind Titel schön und wahnsinnig wichtig, aber ich messe nicht immer alles nur an einem Titelgewinn, sondern an Entwicklungen."

Als Löw die Nationalmannschaft vor 14 Jahren mit Jürgen Klinsmann übernahm, war klar, dass Deutschland künftig anders spielen musste. Was traditionell als deutsche Stärke galt - Einsatz, Kampfgeist, Wille -, beherrschten andere Nationen inzwischen ebenso. Darüber hinaus konnten sie auch noch Fußball spielen. "Deshalb wollte ich immer, dass wir uns fußballerisch, spielerisch entwickeln", sagt Löw. "Den Leuten soll es Spaß machen, wenn sie der Mannschaft zuschauen. Wir wollen eine sympathische

Mannschaft sein, die ehrgeizig und diszipliniert ist, aber die auch Freude am Spiel vermitteln kann. Das war und ist mir immer noch sehr wichtig."

**Zu einem Enthusiasmus** für das schnelle, direkte und flache Offensivspiel, das seine Mannschaft vor allem bei der WM 2010 in Südafrika zeigte und so zum Liebling der Fußballwelt wurde, hat sich längst ein ausgeprägter Realismus für die Verteidigung gesellt. Löw setzt heute stärker auf einen geordneten Spielaufbau aus gesicherter Defensive. Sogar das Training von Standardsituationen nimmt wieder größeren Raum ein - obwohl Tore nach ruhenden Bällen dem Fußballästheten Löw ähnlich verhasst waren wie Eigentore. So kehrte er in den vergangenen Jahren schleichend zu jenen deutschen Tugenden zurück, gegen die er einst angetreten war.

Das haben auch diejenigen mitbekommen, mit denen Löw auf dem Platz arbeitet. "Der Trainer hat sich menschlich, aber auch sportlich entwickelt", sagt Sami Khedira, der nachdenklichste seiner Führungsspieler. "Sonst hätte er sich nicht so lange halten können." Löw sei noch selbstbewusster geworden, noch klarer in seinen Ansagen. "Er ist nicht mehr so verbissen, er weiß, was er kann, er weiß, was er der Mannschaft vermitteln kann." Der Trainer rede nicht nur mit seinen Spielern, er nehme deren Hinweise auch an. "Wir sind keine Dummköpfe. Wir wissen schon, wie Fußball funktioniert", sagt Khedira. "Das macht es so angenehm mit ihm: Er hört zu und trifft trotzdem klare Entscheidungen."

In der geschlossenen Welt der Nationalmannschaft wird Löw beinahe vergöttert für seinen Führungsstil, für seinen offenen, ruhigen, freundlichen und nie autoritären Umgang mit Menschen. Je größer die Abschottung nach außen wurde, desto enger wurde der Zusammenhalt im Inneren. Mit der Zeit ist ein spezieller Kosmos entstanden, mit eigener Kleidung (bevorzugt: knöchellange Hose, weiße Sneaker ohne Socken) und Sprache. Fast alle, die mit der Nationalmannschaft zu tun haben, verwenden ständig eine Floskel, die der Bundestrainer gern in Interviews bemüht: "Stand jetzt." Egal ob es Sinn ergibt oder nicht. "Stand jetzt wird Manuel am Samstag spielen", sagt der Torwarttrainer Andreas Köpke über seinen Torwart Neuer. "Stand jetzt glaube ich, dass das nicht geschehen wird", sagt Verteidiger Mats Hummels auf die Frage eines chinesischen



Journalisten, ob er mal nach China wechseln werde. Selbst Reporter fügen nach einigen Tagen in diesem Kosmos "Stand jetzt" in ihre Fragen ein.

Auch Hans-Dieter Hermann schwärmt von der harmonischen Löw-Welt, vom Arbeitsklima im 70-köpfigen Team der Nationalmannschaft. Er kam 2004 als Teampsychologe an Bord. Hermann coacht viele Führungskräfte, auch Dax-Vorstände. Bei Löw habe er etwas beobachtet, das höchst selten sei, sagt er. Obwohl der Trainer selbst unter immensem Druck stehe, gebe er diesen Druck nie an andere weiter.

"In der Managementtheorie sprechen wir gern von transformationaler Führung, einer Führung des Mitnehmens, einer Führung mit Vorbild", sagt Hermann. "Es ist aber auch eine demütige Art des Führens, weil sie nie von oben herab ist. Ich war immer überzeugt, dass Persönlichkeiten wie er die eigentlichen Leader sind."

Löw lasse sich von allen Spielern siezen, was im kumpeligen Duz-Business des Fußballs eher selten ist. "Er bleibt immer ein bisschen auf Distanz und kann daher besser führen. Wenn man Distanz hat, hat man das ganze Bild."

**Löw weigert sich auch**, an der internen WhatsApp-Gruppe der Nationalmannschaft teilzunehmen. "Ich will nicht davon abgelenkt sein, was da ständig einer schreibt", sagt er. Er habe sich abgewöhnt, permanent auf sein Handy zu schauen. Er nehme es auch kaum mit. Meist liege es stundenlang auf seinem Zimmer rum.

Wer das Training in Südtirol beobachtet, zumindest jene Momente, die beobachtet werden dürfen, erkennt diese Distanz sofort. Oft tigert er wie entrückt über den Platz. Bisschen den Arm dehnen. Bisschen am Ohr kratzen. Bisschen Ball hochhalten, 10-mal, 15-mal, sehr galant, dann aufs leere Tor schießen, dann einmal den Mittelkreis abspazieren, die Linie entlang, eine Pfeife in der Hand, ohne je zu pfeifen. Während Löw für sich ist, wird an allen Ecken des Platzes gesprintet, geschossen, gehalten. Die Übungen leiten seine Assistenten und Spezialisten, die immer zahlreicher geworden sind. Es wirkt, als wäre der Bundestrainer ein Bundestrainerpräsident, der über den Dingen thront.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Am Anfang meiner Trainerkarriere wollte ich möglichst alles selbst machen und habe mich um alles gekümmert", sagt Löw. "Aber das bringt einen hohen Energieverlust. Wir haben um die Mannschaft herum ein Team von Spezialisten, die können die Dinge in ihren Bereichen besser als ich. Und deshalb vertraue ich ihnen."

An einem Vormittag muss in Eppan auf einem Nebenplatz trainiert werden, weil es in der Nacht so heftig geregnet hat, dass der Hauptplatz unbespielbar ist. Leider lässt sich der Nebenplatz nicht gut mit Planen abriegeln, und so haben Hunderte Fans, die täglich das Gelände aufsuchen, um einen Blick auf ihre Stars zu erhalten, tatsächlich mal die Chance, was zu sehen. Die Zuschauer stehen zusammengedrängt hinter Absperungen in einer Ecke und starten plötzlich eine kleine La Ola. Als Löw das Johlen hört, schreckt er kurz aus seiner Versunkenheit auf und blickt irritiert in die Ecke. Er mag solche Störungen des Betriebsablaufs nicht. Am nächsten Tag wird wieder hinter Planen geübt.

Kaum jemand kennt den Wandel Löws so gut wie Roland Eitel. 20 Jahre lang war der sein PR-Berater. Nach dem Gewinn des WM-Titels hatte Löw dann kein Interesse mehr an Eigen-PR. Jetzt sind die beiden nur noch Freunde.

Eitel hat Löw als Spieler erlebt, der viele Tore für den SC Freiburg in der zweiten Liga schoss, aber nie richtig in der ersten Liga ankam, auch weil eine schwere Verletzung ihn ein Jahr lang lahmlegte und Löw danach nicht mehr an alte Leistungen anknüpfen konnte. Er hat die wechselhafte Karriere als Vereinstrainer erlebt, wie er Pokalsieger mit dem VfB Stuttgart wurde, wie er beim Karlsruher SC nach 17 sieglosen Spielen in der zweiten Liga scheiterte und bei durchschnittlichen Vereinen in Österreich und der Türkei anheuerte, ehe ihn Klinsmann, völlig überraschend und gegen große Widerstände im DFB, zum Co-Trainer der Nationalmannschaft machte. "Der Jogi hatte immer schon seine Vorstellungen von Fußball", sagt Eitel. "Aber er hatte lange nicht die Mannschaft, um diese umzusetzen."

Eitel ist wie sein Freund Jogi um eine zeitgemäße Work-Life-Balance bemüht. Das Büro seiner Beratungsagentur befindet sich praktischerweise im Keller seines Ludwigburger Wohnhauses. Dort hängt ein großes Foto von seinen beiden Schützlingen an

der Wand, Löw und Klinsmann, wie sie während der WM 2006 am Spielfeldrand stehen.

Eitel nimmt in einem bequemen Sessel Platz. Am Tag zuvor wurde das Foto von Özil, Gündoğan und Erdoğan öffentlich. Eitel, der PR-Profi, ahnt bereits, dass das Bild seinen Freund noch länger beschäftigen wird. Löw sei politisch und gesellschaftlich interessiert, aber nicht in dem Sinne, dass er etwas verändern, gar für etwas kämpfen wolle. Sich bei einem Thema aus dem Fenster zu lehnen bringe nur Stress, und den wolle Löw partout vermeiden. "Er ist nur fußballerisch ambitioniert", sagt Eitel.

Eitel glaubt, dass der Job des Bundestrainers wie gemacht sei für Löw. Es erscheint tatsächlich absolut logisch, dass Löw immer bei der Nationalelf geblieben ist, obwohl es Interesse von großen Vereinen gab, zuletzt von Real Madrid. Woche für Woche eine Vereinsmannschaft zu betreuen wäre Löw viel zu stressig. Der Ganzjahresbetrieb würde ihn viel zu stark einschränken in seiner Freiheit. Löw ist kein Trainer für den Januar oder Februar, für Training bei Schnee, Graupel und minus zwei Grad. Das würde ihm keine Freude bereiten.

Beim FC Bangkok hingegen wäre der Jogi auch nicht unglücklich, sagt sein Freund Eitel. "Da gäbe es gutes Essen und gutes Wetter. Der Jogi braucht nicht viel, um glücklich zu sein."

Betrachtet man seine Spielergebnisse, ist Löw der erfolgreichste Bundestrainer der Geschichte. Doch obwohl er mit der Nationalmannschaft bei jedem Turnier mindestens ins Halbfinale kam und 2014 den WM-Titel holte, halten sich große Zweifel an seinen Fähigkeiten. Der Philosoph, Autor und Fußballexperte Wolfram Eilenberger sitzt in einem Berliner Café und sagt, dass Löw mindestens zwei Titel zu wenig geholt habe. Eigentlich hätte er die Europameisterschaften 2012 und 2016 ebenfalls gewinnen müssen, gemessen am Spielerpotenzial. "Deshalb ist er kein Spitzentrainer", sagt Eilenberger.

Eilenberger kritisiert vor allem die Kaderentscheidungen der Vergangenheit. Löw habe zu oft auf Loyalität statt auf Qualität gesetzt, zum Beispiel als er Lukas Podolski

und Bastian Schweinsteiger vor zwei Jahren mit zur EM nach Frankreich nahm, obwohl die beiden ihren Zenit überschritten hatten. Deshalb habe Löw, als man im Halbfinale gegen Frankreich in Rückstand geriet, nicht mehr nachlegen können. "Der Bundestrainer setzt zu sehr auf den sozialen Frieden und auf Geschmeidigkeit bis hin zur Konformität", kritisiert Eilenberger.

Die Verbundenheit zu jenen Spielern, die er sich vertraut gemacht hat, mag Löw auch dieser Tage leiten, wenn er sich schützend vor Özil und Gündoğan stellt. Allerdings hat sich Löw auch in dieser Hinsicht verändert. Mario Götze, der ihn im Finale 2014 zum Weltmeister schoss, sortierte Löw nach schwacher Saison konsequent aus. Roland Eitel glaubt, dass sein Freund die ganze Nacht vor dem Anruf bei Götze nicht geschlafen habe.

Von den Debatten über seine Entscheidungen hat Löw sich - auch darin Angela Merkel ähnlich - weitgehend emanzipiert. "Die öffentlichen Diskussionen kommen nicht mehr an mich ran", sagt er in Südtirol. "Das hängt auch mit Erfahrungen zusammen."

Nach dem Testspiel gegen Österreich präsentierte ihm die ZDF-Moderatorin Katrin Müller-Hohenstein eine Online-Umfrage des Senders: Wen würden die Zuschauer bei der WM ins Tor stellen? Marc-André ter Stegen oder den lange verletzten Manuel Neuer?

Fast 10.000 Menschen hätten mitgemacht, betonte Müller-Hohenstein. "Das ist sehr, sehr viel."

Löws Gesicht verriet, dass er das, was jetzt kommt, für völligen Kokoloeres hält.

56 Prozent seien für ter Stegen, sagte Müller-Hohenstein. "Überrascht Sie das?"

"Keine Ahnung, weiß ich nicht", antwortete Löw, komplett gelangweilt, Hand in der Hosentasche. "Ist mir eigentlich im Moment egal, was jetzt manche abstimmen oder so." Den Rest des Gemurmels verstand man nicht.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Kritik ist berechtigt und annehmbar", sagt Löw unter seinem Schirm im Trainingslager. "Aber das wirft mich nicht aus der Bahn oder lässt mich auch nicht von meiner Überzeugung abrücken."

Zu Beginn seiner Tätigkeit als Nationaltrainer habe er erst mal lernen müssen, dass alles, was er sage und mache, eine nationale Wucht entfalte. "In der Rolle muss man sich ja auch erst finden", sagt Löw. "Und man lernt eines: Man darf's nicht persönlich nehmen."

Nur einmal in den vergangenen Jahren hat ihn das Gerede über ihn dann doch mitgenommen: Als seine rechte Hand während eines Vorrundenspiels bei der EM 2016 zunächst in seiner Hose verschwand und danach zum Geruchstest unter seiner Nase verweilte - und die ganze Welt ihm dabei zusah. Nichts habe Löw, der Wert auf ein gepflegtes Auftreten legt, mehr geärgert und umgetrieben. Das erzählen alle, die ihn gut kennen.

"Wenn man solche Dinge sieht, beschäftigt einen das", sagt Löw. "Das waren natürlich schon unglückliche Handlungen. Aber man sei dafür halt selbst verantwortlich. Das war ein Fehler und kein gutes Verhalten. Und da muss man zu stehen und sagen: Tut mir leid, ist passiert. Okay, war schlecht."

Die Szene zeigte auch, dass Löws buddhistische Ruhe Grenzen kennt, zumindest wenn gespielt wird, wenn es ums Ausscheiden oder Weiterkommen geht, um Titel oder Nicht-Titel. Sein Ehrgeiz ist jedenfalls weit größer, als sein bisweilen teilnahmsloser Auftritt suggeriert.

Löw weiß, dass er mit dem Gewinn der Weltmeisterschaft 2014 mehr erreicht hat als die meisten Bundestrainer und Teamchefs. Aber Weltmeister wurden auch Sepp Herberger, Helmut Schön und Franz Beckenbauer. Ein zweiter WM-Titel, gar eine direkte Verteidigung, würde ihn auf eine eigene Stufe heben, über all den anderen. Er wäre dann der erfolgreichste Bundestrainer in der Geschichte des deutschen Fußballs.

"Mein Koffer muss noch gepackt werden", sagt Löw gegen Ende des Gesprächs. Zum Abschluss die Frage, was einmal von der Ära des Bundestrainers Löw bleiben soll.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Er lässt den Blick auf die Weinberge wandern und überlegt lange. In seiner Antwort geht es nicht um schöne Spielkultur oder Spaß am Spiel, nicht um Entwicklungen oder Visionen. Er lächelt, klatscht in die Hände und sagt: "Es würde mich sehr freuen, wenn es heißen wird: zweimaliger Weltmeister."

Auf den Einwand, dass er dann ja vielleicht schon in diesem Sommer aufhören könne, lächelt er vielsagend. Ja, das könne er dann im Sommer machen.

## Liebeskummer

*Ernst Schmidt ist 92 Jahre alt und hat kein HSV-Heimspiel ausgelassen, seit 55 Jahren. Wenn einer weiß, was dieser Abstieg bedeutet, dann er*

Von Kilian Trotier, Die ZEIT, 17.05.2018

Er geht den Bürgersteig entlang wie jeden Morgen, von der Kieler Straße runter nach Eimsbüttel, sechsspurig fahren die Autos neben ihm, er schiebt seinen Rollator. Nach zehn Minuten biegt er links in einen kleinen Pfad, ein griechisches Restaurant, daneben ein Damenfriseur, daneben sein Laden, der Herrenfriseur heißt, den seine Kunden aber anders nennen: HSV-Friseur. Er stellt den Rollator gegenüber an eine flache Hecke, holt seine Schlüssel raus, wie jeden Morgen. Er schließt seinen Laden auf, knipst das Licht an, erst im Salon, dann im Miniaturstadion, das hinten links in der Ecke steht, sein bester Freund Klaus, den er »mein Klaus« nennt, hat es ihm zusammengebaut, und weil es ihm zu dunkel war, hat er noch eine blau leuchtende Lichterkette eingezogen. Er macht das Radio an, 90,3, das mögen seine Kunden am liebsten, zieht *Abendblatt* und *Bild* aus dem Briefkasten, stellt seine grüne Tasche hinter die Theke, in die Tasche hat er zwei Butterbrote mit Bauernmettwurst gepackt, wie jeden Morgen. Er prüft, ob alles am rechten Platz liegt, die Schere zum Schneiden, die Schere zum Ausdünnen, die Rasierklinge, der Rasierpinsel, der Kamm. Ja, liegt es, aufgereiht am oberen Rand des linken Waschbeckens. Er setzt sich auf einen der beiden schwarzen Lederstühle und wartet auf den ersten Mann, der sich von seinem Herrenfriseur die Haare schneiden lassen will.

Ein Montagmorgen wie jeder andere.

Kein Montagmorgen wie jeder andere.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Weil sich für Ernst Schmidt nichts mehr anfühlt wie vorher, seit am Samstag um 17.35 Uhr endgültig feststand, was er lange befürchtet hatte, aber nicht wahrhaben konnte, verdrängen wollte: Der Hamburger Sportverein ist nicht mehr Teil der Ersten Bundesliga. Sein Fußballverein, abgestiegen, nach 55 Jahren. Schmidt ist einer der ganz wenigen, womöglich gar der einzige Anhänger des HSV, der vom ersten Bundesliga-Spiel an dabei war, immer mit Dauerkarte, jede Saison. Wenn einer weiß, was dieser Abstieg bedeutet, dann er.

»Man musste ja seit Jahren damit rechnen«, sagt er, »aber jetzt zweite Liga, ich kann es immer noch nicht glauben.« Er dreht sich im Stuhl, links, rechts, blickt nach oben, über die Spiegel, wo HSV-Fahnen schlaff herunterhängen, wo ein Ball mit Unterschriften liegt, wo eine Luftschlange gespannt ist, an der HSV-Rauten baumeln. »Das kann man sich gar nicht vorstellen«, sagt er, dreht sich weiter im Stuhl, schaut zum Tresen, auf ein Bild von seiner Tochter Gabriele und seinem Sohn Kay, mit dem er zu jedem Heimspiel fährt; schaut auf ein Foto, auf dem er den ehemaligen Trainer Bruno Labbadia im Arm hält; schaut auf Autogrammkarten von Spielern mit Unterschriften, Marcell Jansen, René Adler, Nicolai Müller. »Das gibt's nicht«, sagt er, »echt nicht.«

An einer Wand hinter dem Tresen hängen zwei HSV-Trikots, eines mit der Nummer 80 und eines mit der Nummer 90. Auf dem einen steht Ernst, auf dem anderen Schmidt. Er hat sie vom Verein geschenkt bekommen, zu seinen runden Geburtstagen. Im Februar ist Ernst Schmidt 92 geworden.

»Dass du das noch erleben musst, Ernst«, sagen jetzt seine Freunde. Er sagt nur: »Ich habe bis zum Schluss gehofft.« Bis zum vergangenen Samstag, als er zum letzten Mal zu einem Erstligaspiel ins Stadion gefahren ist. Sein Sohn hatte ihn abgeholt, sie waren früh da, zwanzig nach zwei war es, nicht zehn nach drei wie sonst immer. »Wir wollten die Atmosphäre aufsaugen«, sagt sein Sohn Kay. Sie aßen eine Wurst in der Halbzeit, wie jedes Mal, standen bei Ecken auf und klatschten, sie freuten sich bei den Toren. Aber es half nichts. Wolfsburg führte seit der ersten Minute gegen Köln, schoss noch ein Tor und noch eins und noch eins, ein Sieg reichte dem HSV nicht. Als nur noch wenige Momente zu spielen waren, standen sie auf, Südtribüne, Block 9a, seit Jahrzehnten kennen sie sich, und nahmen einander in den Arm. Harald und Nina und



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Andreas und Uli, der mal im Ältestenrat des Vereins war. »Papa hat auch gestanden und ein bisschen mitgesungen«, sagt sein Sohn Kay, »ich bin da sonst nicht so anfällig, aber das war schon 'ne besonders emotionale Angelegenheit.«

54 Jahre, 261 Tage und 36 Minuten und zwei Sekunden. So lange war der HSV in der Bundesliga. So lange jubelte, zitterte, bangte, fluchte, flehte Ernst Schmidt mit.

Mit 18 war er nach Hamburg gekommen, aus Freyburg an der Unstrut, dort war er bei einem Friseur in die Lehre gegangen. Er wollte in die große Stadt, nicht auf dem Land leben. Auf dem Rathausmarkt fing er an zu arbeiten. Ein winziger Pavillon, direkt neben der Straßenbahnhaltestelle. Erst als Mitarbeiter, später übernahm er das Geschäft, frisierte Wirtschaftsbosse und Politiker. Auch Paul Nevermann kam zu ihm, als er Bürgermeister war. Am Wochenende, wenn er frei hatte, ging er ins Stadion, Sportplatz am Rothenbaum, in der Nähe wohnte er mit seiner Frau, zwei Kinder bekamen sie. Ende der Sechziger wurde der Pavillon am Rathausmarkt abgerissen, Schmidt brauchte einen neuen Laden. Er suchte in Altona und Eimsbüttel, näher am Stadion, mittlerweile im Volkspark gelegen, und fand das kleine Lokal, in dem er bis heute arbeitet, Lappenbergsallee 1. Er zog um, in die Kieler Straße, seine Wohnung liegt nun genau zwischen Laden und Stadion.

Er erreichte das Rentenalter und ging weiter zum HSV. Er erreichte das Rentenalter und ging nicht in Rente. Seit 48 Jahren öffnet Schmidt morgens um halb neun seinen Laden. Montags, dienstags, donnerstags und freitags bis 13 Uhr, freitags zusätzlich am Nachmittag, von 15 bis 17 Uhr. Mittwochs und samstags ist geschlossen, an seiner Tür schreibt er dazu: »Ich bitte um Ihr Verständnis!« Der normale Haarschnitt kostet 9 Euro, ein »Spezialhaarschnitt« zwischen 9,50 und 10 Euro, Schnurrbart schneiden zwischen 2,50 und 4,50, Rasieren 6,50. Der ehemalige Kapitän David Jarolim kam zu ihm zum Haarschneiden, genauso wie der ehemalige Trainer Martin Jol. Früher saß er häufig mit seinen Kunden zusammen und diskutierte über den Verein, das konnte auch mal eine Stunde lang gehen. Heute ist es ruhiger geworden im Laden. Viele seiner Kunden sind gestorben oder im Altenheim. Schmidt macht trotzdem weiter, weil er sagt: »Wenn ich den ganzen Tag zu Hause bin, werde ich alt.«

Ein Freitagnachmittag im April, ein Tag vor dem Heimspiel gegen den SC Freiburg; verliert der HSV, ist er vorzeitig abgestiegen. Ernst Schmidt sitzt auf einem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Drehschemel, hinter dem Tresen steht seine Tochter Gabriele, die ihm manchmal im Laden hilft.

»Zum Glück bist du schon ein bisschen entspannter geworden«, sagt sie.

»Ich habe mich mittlerweile an den Gedanken gewöhnt«, sagt er.

»Früher wärst du ausgeflippt und hättest einen Herzinfarkt bekommen«, sagt sie.

»Stimmt schon, jetzt ist es nicht mehr ganz so arg«, sagt er.

»Wann fing das eigentlich an, dass du ruhiger wurdest?«, fragt sie.

»So mit 90, würde ich schätzen«, sagt er.

»Besser spät als nie«, sagt sie.

Sie lachen. Es ist ein Lachen, das zeigt: Es ist ihm ernst mit seinem Verein, aber er kriegt es jetzt hin, sich mit dem scheinbar Unmöglichen abzufinden. Er ist das oft genug im Kopf durchgegangen, was es heißt abzustiegen. Nicht mehr oben mitzuspielen. Nicht mehr zu den 18 besten Vereinen des Landes zu gehören. Ein ganz normaler Fußballclub zu sein. In den vergangenen Jahren hat er auf den Horror reagiert, wie es die meisten HSV-Fans in ihrer Not taten: gequält ironisch schmunzeln über den Rumpelfußball und die Eskapaden der Vereinsbosse. Die dummen Sprüche der gegnerischen Fans hinnehmen, sich ein wenig distanzieren von diesem Club, bei dem nichts lief, aber auch wirklich gar nichts. Und jetzt, da plötzlich und unerwartet doch so etwas wie eine Einheit auf dem Platz zu erkennen war, eine Mannschaft, die kämpfte und rackerte, die Punkte holte und sich fast noch rettete? Sind sie alle doch wieder ein wenig stolz auf ihre Truppe. Sobald die Spieler ein Tor schön herausspielten und siegten, feierten die Anhänger, als hätte der HSV die Meisterschaft gewonnen. Dann loderte die Liebe wieder auf, die sie für diesen Verein empfinden. Weil sie gar nicht anders können.

Bei ihrem Vater, erzählt seine Tochter Gabriele, sah diese Liebe all die Jahre über so aus: Ein Spiel verpasste er nicht. Am Samstagnachmittag durfte nicht gestorben, nicht geheiratet, nicht geboren werden. Zu Geburtstagsfeiern kam er später hinzu. Rief jemand während eines Auswärtsspiels an, hob er den Hörer ab und sagte: Ihr wisst ganz genau, dass ich nicht zu sprechen bin. Dann legte er auf. Häufig riefen die Leute danach

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

bei seiner Tochter an und fragten: Sag mal, spinnt der jetzt? Seiner Frau schaffte er einen zweiten Fernseher an, damit sie sich nicht langweilte. Wenn ein Spiel war, fuhren sie nicht in den Urlaub. Waren sie in der Sommerpause im Urlaub, wurde er am Strand angesprochen. Mensch, Sie kenne ich doch aus dem Fernsehen! Der NDR begleitete ihn eine Woche lang und drehte eine dreißigminütige Dokumentation über ihn, im *Hamburg Journal* war er vor Kurzem erst zu sehen.

Seine Frau, die vor 15 Jahren starb, liegt in Altona auf dem Friedhof. Ernst Schmidt weiß, dass er einmal neben ihr begraben wird, nur wenige Gehminuten vom Stadion entfernt. Er will seinem Verein auch im Tod nah sein, wie er es im Leben immer war. So viele Momente, die unvergesslich bleiben!

Der Sieg gegen Barcelona im Europapokal der Pokalsieger, ein 3 : 2, im Dezember 1963 war das, kurz nach der Einführung der Bundesliga.

Der Sieg gegen Real Madrid im Europapokal der Landesmeister 1980, 2 : 0 verlor der HSV das Hinspiel, 5 : 1 gewann er im Volksparkstadion.

Die Meisterschaften 79, 82 und 83, der Sieg im Europapokal der Landesmeister 1983, jedes Mal ging er zum Rathausmarkt und feierte mit den Zehntausenden, sein Sohn und seine Tochter waren dabei.

Das 4 : 4 gegen Juventus Turin in der Champions League im Jahr 2000. Der HSV lag 1 : 3 zurück, acht Minuten vor Schluss schoss Niko Kovač die 4 : 3-Führung, zwei Minuten vor Schluss glich Turin aus.

Und für ihn das schönste Spiel: die Partie gegen Mainz 05 am 11. Februar 2006. Nicht, weil der HSV mit 1 : 0 gewann. Sondern weil Ernst Schmidt dort seinen großen Auftritt hatte. Er war gerade achtzig geworden. Er fuhr mit seinem Sohn zum Stadion, wie an jedem zweiten Wochenende. Am Eingang nahm ihn das Management des Vereins in Empfang, erst da begann er zu begreifen. Der damalige Sportvorstand Dietmar Beiersdorfer und der damalige Vorstandsvorsitzende Bernd Hoffmann begrüßten ihn, er lief durch den Spielertunnel ein, wurde auf dem Spielfeld geehrt, bekam für das Spiel zwei Ehrenkarten auf der Osttribüne.

Vergangenheit. Barcelona, Madrid und Turin sind schon lange nicht mehr im Volksparkstadion gewesen. Und selbst Mainz 05 wird nicht mehr kommen. Die Gegner heißen nun Sandhausen, Regensburg, Paderborn, Heidenheim und St. Pauli.

Am Montagmorgen nach dem Abstieg steht Ernst Schmidt aus seinem Ledersessel auf. Es ist warm draußen, der Himmel strahlt blau, noch ist kein Kunde da. Er tritt vor seine Tür und sagt: »Es nützt ja alles nichts. Ich habe meinen Sohn noch im Stadion gefragt: Aber du kaufst mir auch für die zweite Liga eine Dauerkarte, ja?« Ohne den Verein kann er nicht. Auch wenn es schwieriger wird, allein schon wegen der Anstoßzeiten. Freitags geht's um 18.30 Uhr los, da arbeitet sein Sohn meistens noch. Und Montagabends ist's auch schlecht, aber da wird der HSV sicher häufig spielen, dafür wird der übertragende Fernsehsender sorgen, der bei dem Traditionsverein mit seinen vielen Fans eine tolle Quote erwartet.

Schmidt steht vor seinem Laden und betrachtet sein Schaufenster. Überall blau-weiß-schwarze Rauten: auf kleinen Fußbällen, auf der Brust eines Stoff-Dinos, auf dem Rahmen eines Fotos von Hermann Rieger, dem verstorbenen Masseur des Vereins, mit dem Schmidt befreundet war und dem er regelmäßig die Haare schnitt.

Aber was ist das?

Am Fenster, direkt vor der Brust von Hermann Rieger, hängt ein weißer Zettel, darauf in dicker schwarzer Druckschrift: »Absteiger«. »Das ist ja wohl ein Witz«, sagt Schmidt, und wird zum ersten Mal ein wenig ungehalten. »Den muss jemand am Wochenende da hingehängt haben, der muss ab!« Er tappst auf die Scheibe zu und knibbelt mit dem Daumen das Papier ab. Bis das Glas rein ist. Und der Blick wieder frei wird auf den kleinen Schrein, den er seinem geliebten Zweitligaverein hier gebaut hat.

## Alles auf Nichts

*Trabrennen sind Zeitreisen: Zurück in ein Früher, als das Leben einfach war. Mal gewinnt der und mal gewinnt die. Aber einer, einer gewinnt nie. Genau den hat unser Reporter begleitet*

Von Moritz Herrmann, JWD, 01.08.2018

Es gibt Wahnsinnsgeschichten. Geschichten, bei denen ein vom Leben stetig Verprügelter noch mal aufsteht, sich stemmt gegen all die finsternen Mächte, gegen alle Widrigkeiten, gegen sich selbst und das, was man wohl sein Schicksal nennen muss, und am Ende obsiegt. Geschichten, die verwundert auf ihre eigenen Wendungen blicken, auf das ungeplant Passierende, was aber aus einer normalen Recherche eine unnormale Begleitung machen kann, eine glückliche Wette, an deren Ende man mit Staunen feststellt: Ich war dabei, als sich dieser Mensch, der von unten kam und unten hätte bleiben sollen, nach oben gekämpft hat. Nun, dies ist keine dieser Geschichten.

Joachim Hay steht vor dem Stall und raucht seine Hoffnung auf Lunge. Selbst gedreht, mit Filter. Blickt in einen leeren Himmel. Fette, gnadenlose Sonne. Bei so einer Hitze gehen die Menschen ins Freibad, nicht zum Trab. Aber auch gut. Wenn Hay sich blamiert, braucht er kein Publikum, das lacht. Noch drei Stunden. Er könnte allen zeigen, wie falsch sie in ihrem Urteil über ihn und Bibi gelegen haben. Aber Hay weiß selbst nicht, ob er daran glauben soll. Er drückt die Zigarette tot und blättert im Heft, das alle Starter vorstellt. Starkes Feld, brummt Hay, ein Maisonntag, Trabrennbahn Bahrenfeld, Hamburger Westen. Im Heft die Spalte: Joachim Hay, vier Starts dieses Jahr, kein Sieg, 49 Starts gesamt, ein Sieg. Erfolgsquote zwei Prozent. Kein männlicher Fahrer im Starterfeld hat weniger. Er schüttelt den Kopf, wirft das Heft in den Staub. Weiß er alles, nächste Zigarette, weiß aber auch, dass es knapp war, manchmal. Hay lag in Gelsenkirchen vorn, dachte, er könne gar nicht mehr verlieren, da, die Linie, endlich, endlich, dachte er, noch zehn Meter, ein Hengst schloss auf,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Bibi sprang ihm weg, disqualifiziert. In Berlin winkte die Jury sie nach 50 Metern raus. 300 Kilometer hin, 300 zurück, 50 Meter Rennen. Drei Fehler in vier Starts dieses Jahr.

Hoffnung, was ist denn schon Hoffnung? Hoffnung ist, wenn dein Herz den Kopf belügt. Wenn eins plus eins drei ergibt. Hoffnung ist groß. Hoffnung ist doch scheiße. Hoffnung ist das Einzige, was Hay hat.

Joachim Hay, Hamburger Junge, ist Dachdecker, jeden Tag, bei Sonne, bei Regen, auf die Schindel. Trab, sagt Hay, ist mein Hobby. Trab, sagt er, wird mein Grab. Er steht am Stall, ein Enddreißiger, sehniger Körper, Greifvogelgesicht, rasierter Kopf, die Maloche hat den Rücken gerundet, der Trab auch. Warum tut so einer sich das an, das Verlieren, das Anreisen, die Kosten, die Häme? Einfache Antwort: Weil einer nicht aufhören kann, hat einer ja oft überlegt, aber wie denn und was dann? Schwierige Antwort: Weil einer hofft, siehe Hoffnung, dass es doch noch mal besser wird, er besser wird, sein Pferd besser wird. Weil einer, der nur verliert, zum Giganten wird, wenn er doch mal gewinnen sollte. Weil ein Sieg von ihm größer wäre als hundert Siege der anderen.

Über das einzige Rennen, das er mal gewonnen hat, redet Hay nicht. War auf einem anderen Pferd, einerseits, der erste Platz, andererseits, erinnert ihn an alle Male, die er nicht Erster wurde, sondern Siebter, Achter oder disqualifiziert. Sein einziger Sieg ist kein Ansporn, er ist eine Last. Ein Irrtum, den sich Hay nicht mehr erklären kann. Und Bibi hört man wiehern.

Sie steht im Stall hinten rechts, fernab der anderen, kein Hengst in der Nähe. Bibi von Haithabu, sieglose Stute, mag keine Hengste oder mag sie zu sehr, wird jedenfalls nervös, wirft den Kopf, den Fokus weg. Die Box heute ist die erste Voraussetzung für ein Wunder. Über seine Niederlagen kann Hay lachen, aber es ist ein düsteres Lachen. Ein Husten. Darüber, dass der Trab geworden ist, was er geworden ist, und er deshalb nichts mehr wird in diesem Trab. Früher waren die Ränge voll, und gewettet wurde, mein Gott, früher war das ein verdammtes Eldorado hier. Die Menschen warfen mit Geld um sich, gab doch genug, musste raus, damit es reinkommt, und die Tribüne platzte, 80 000 Leute, Rausch, Spektakel. Früher war Trab- noch Volkssport, viele hielten sich Pferde, und viele traten an. Heute sind Leute wie Hay, die sich einen Traber

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

zum Hobby halten, selten. Die überlebenden Rennbahnen wollen namhafte Fahrer, ein Mindestpreisgeld ist ihre Startvoraussetzung, die solide Ausschüttung das Lockmittel. Wer schon ins Geld gefahren ist, kriegt noch mehr Geld. Amateure wie Hay kommen zu kurz, also gar nicht ins Rennen, und sind sie doch mal dabei, dann ohne Chance. Denn die anderen fahren Edeltraber, fantastisches Blut, Siegerlinien, für hohe Summen erstanden. Die Züchter verkaufen an erfahrene Trainer, starke Fahrer, an die, die sie kennen, Erstzugriffsrecht für Fohlen inklusive. Fahrer wie Hay kriegen Pferde wie Bibi.

Ich kann mir kein Tier für 100 000 Euro leisten, ich muss Bibi nehmen, wie sie ist, und wie sie ist, weiß man nie vorher, kann so oder so sein, knurrt er. Klar, man kann auch Glück haben. Züchtung funktioniert über Geschick, Können, Wahrscheinlichkeit, Fürsorge, und auch über Glück, die Natur hat noch nicht auf industrielle Fertigung umgestellt. Aber Hay hatte noch nie Glück. Er geht einen Filterkaffee im Container zapfen und damit also zum ersten Mal heute unter Leute, hinein in diese Traberwelt, von der er gesagt hat, dass er sie liebt, aber von der angenommen werden muss, dass sie ihn nicht in gleichem Maße zurückliebt.

Mit Eldorado hat das nicht mehr viel gemein, mit moderner Gegenwart aber noch weniger. Man ist auf perfideste Weise zwischen den Zeiten hängengeblieben. Ästhetisch konservierte Spätachtziger, minus Andrang, plus Smartphone. Trab war immer der Pferdesport der kleinen Leute, während die Bonzen, Pfeffersäcke und Alsterreichen einmal im Jahr ihren Porsche zum Galoppderby ausfahren, um kaviarkauend über Aktien, Yachten und Botox zu diskutieren. Galopper sind Wertanlagen, die Traber stammen von Bierkutsch- und Schlittenpferden ab. Im Oval, durch das Hay pflügt: ganz viel Lederblouson, viel Schnurrbart, der hier aber Schnobbi heißt, Kämmen in den Arschtaschen und die Frauen mit Strass am Top und Stress im Gesicht, weil das Holsten auf die Kunstnägel schäumt. Bier, Wurst und Platzwette, die heilige Dreifaltigkeit des Trabens. Selbst die Fahrer dürfen bis 0,2 Promille haben, was besser als nichts ist, aber weniger als einst, da fielen Starter auch mal besoffen vom Sulky. Männer in ihren schlechtesten Jahren, aber bestens gelaunt, feine Kerle, Augenringe bis ans Kinn. Als Konsensgemütsstier aller der Dackel, also nach dem Pferd, versteht sich. Spürbar auch der stoische Fatalismus, mit dem die Übriggebliebenen herpilgern, im Wissen, dass diese Bahn, ihre Bahn, untergehen muss, wohl 2020, wenn die Stadt Wohnungen auf

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

das Oval baut. Ähnlich darin den Touristen, die zum Great Barrier Reef fliegen, nur dass es da wohl ein bisschen bunter zugeht. Auf der Trabrennbahn ist alles vor allem beige, bisweilen lederfarben. Manche Häute zum Beispiel, aber eben nicht aus solariumaffiner Eitelkeit, sondern weil hier eine Generation in der Sonne steht, die noch nie daran geglaubt hat, dass der UV-Schutz hilft. Was garantiert hilft: Rothhände, mit Zitterfingern geascht in den Topf der Yucca, die im Wettcontainer verwelkt, obwohl sie aus Plastik ist. Falls man es bis hierher schafft, durch das anekdotische Dickicht, das die Stehtische umwuchert. Alter, weißte noch. Das war ein Pferd. Ich sach dir jetzt mal was. Noch ein Kleines? Mach mal zwei Große. Viel Prost, wenig Mahlzeit und nur Vornamen. Der Erwin, der Martin, die Rita, die Gitti. Und natürlich der Joachim, der Hay, der den Gesprächen lauscht, ohne mitzureden.

Alle stellen sie plötzlich das Plaudern ein, als ein Mann vorbeitrabt, um seinen Hengst Hector di Quattro aufzuwärmen: Rudolf Haller, Legende zu Lebzeiten. Republikweit Rudi gerufen, also Ruuuudi, und wenn man ihn ruft, bayert Ruuuudi zurück, was Deftiges, Kluges, irgendeinen Klasesatz, den man sich einrahmen will, weil Haller ist ein Trabstar, 11 183 Rennen, 2098 Siege, Ruuuudi, König der Traber, der Sulky sein Thron. Und Joachim Hay hat sich im Trubel um den König weggeschlichen, zurück zum Stall.

Will Hay den Haller irgendwann schlagen, was undenkbar erscheint, muss er mit Bibi eine Zeit um 1:16 Minute traben, sind sich die Experten einig. Im Trab ist die Kilometerzeit der Leistungsmaßstab, der Durchschnitt für 1000 Meter. Als der Sport entstand, erst in den Staaten und danach in Europa, lag sie bei 2:06 Minuten, exakt gemessen 1806. Heute traben die besten Pferde den Kilometer in einer Minute und zehn Sekunden, sie sind knapp 50 km/h schnell, nicht viel weniger als die Galopper, die bis 65 km/h schaffen. Aber Bibi und Hay eine 1:16? Die Taschenkammkibitze im Clubheim müssen doch recht herzlich lachen, als man diese Ungeheuerlichkeit zur Debatte stellt. Es sei ja nicht nur Kentucky Bo, das Pferd vom Hallerrudi, dem sie heute entlaufen müssten. Da sei auch Arendelle, die von Christoph Pellander angetrieben wird, dem üppig gegeltem NDR-Moderator, der sich schon Amateurmeister nennen durfte. Rekordhalter Andreas Schwarz auf Sansibar Diamant, ehemals irrsinnige 200 Siege in einem Kalenderjahr. Die jungen Matzky-Zwillingsschwestern, die



ehrgeizigsten Talente der Branche. Und, nicht zu vergessen, Sarah Kube auf Navy Blue! Nein, man ist sich einig: Hay und Bibi ohne Chance.

Joachim Hay sitzt, neue Zigarette, im Fahrerraum am Stallende, der Backstagebereich des Trab, aber einer, den Groupies nicht für Geld betreten würden. Es riecht nach Staub, Fußschweiß, Kölnischwasser. Er hat den Sulky verschraubt. Andere Starter sind mit Team angereist, mit Trainer, Masseur, Arzt, Assistentinnen, andere lassen machen. Hay macht alles selbst. Einzelgänger, Wortsparer. Selbst wer ihm näherkommt, kommt ihm nicht nah. Er starrt in die winzige Röhre, über die das erste Rennen flimmert. „Fahren die langärmlig?“, fragt er den Fernseher, aber der Fernseher antwortet nicht. Hay wählt kurze Ärmel, keine Jacke. Am Bizeps spannt ein Tribal. Mit seiner weißen Schutzhose und dem blau-roten Shirt sieht er aus wie Evel Knievel, der Stuntmanheld aus Amerika. Nur dass Hays ewiger Stunt das Hinterherfahren ist. Er bricht sich nichts, aber vielleicht bricht es ihn, irgendwann. Hay seufzt sich aus dem Plastikstuhl hoch, was hilft Trübsal jetzt, er muss die Proberunde fahren, hopp, Bibi, brummt er, am Zaum ins Licht.

Bibi von Haithabu ist nicht Hays erstes Pferd, er hatte davor andere. Haben auch nicht funktioniert. Die eine war zu alt, der andere zu launisch, der danach hatte Talent, aber dann leider auch Arthrose. Hay kauft, fährt, verstößt. Liebe auf Raten, in jeder Hinsicht. Das Dachdeckergehalt, nur damit, wie soll das gehen? Er müsste mal richtig fett absahnen. Ist keine Sucht, ist eine Seuche, sagt er. Hay wohnt nicht weit vom Oval, Osdorf, Brennpunktviertel. Jede Fahrt auf die Weide als Erholung. Hay will dem Alltag davonfahren, aber womöglich ist Bibi auch dafür zu langsam? Dabei pulsiert in ihrer Linie gutes Blut. Hedda von Haithabu, die Mutterstute, lief stark, Kjeld von Haithabu hält den Saisonrekord der Dreijährigen, Orkan von Haithabu, jüngster Verwandter, wird ein Irrsinnshengst, glauben alle. Vielleicht kein Greyhound, nein, aber bitte, einen zweiten Greyhound wird es sowieso nicht geben! Greyhound, Schnellster der Schnellen, Schimmelwallach aus Kentucky, 1932 ins Stroh geboren, stellte 40 Weltrekorde auf, gewann die größten Rennen, trabte alle Konkurrenten in Grund und Boden.

Hay hat bei der Aufwärmrunde sogar ins Publikum gewinkt. Bibi läuft glatt, rund, ruhig, doch, orakelt er, heute geht was. Habe es im Gefühl. Stunde noch. Halbe Stunde noch. Viertelstunde noch. Zigarette, Zigarette, Zigarette. Hay bindet Bibi im Stall an, links und rechts, strafft ihre Zügel, zäumt noch ein Loch enger, prüft die Kniebandagen,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

die Hufe, kein Wort, kein Wiehern. Vom Oval her der Kommentator, der das Feld vorstellt, über Hay erst ganz am Ende: „Und nicht zu vergessen, Bibi von Haithabu, tja, da wollen wir einfach mal hoffen, dass heute ein bisschen Glück mit reinspielt für die beiden.“ Das Mitleid trieft aus den Boxen. Hay kneift seine Augen zusammen.

Glück?

Noch zwei Minuten.

Noch zwei Minuten auch für die Wetter, die sich jetzt wild an den Tresen drängeln, Scheine bekritzeln oder, wenn sie falsch gekreuzt haben, dem Personal ihren Tipp zuschreien. Fünf Euro auf Arendelle! Sansibar mit acht Euro in den Plätzen! Bo auf die Eins, Navy auf die Zwei, Zehner, mach schon! Schnell! Schneller! Von den Monitoren flimmern die im Sekundentakt umschlagenden Quoten herab, kristallisieren sich Favoriten heraus. Niemand setzt auf Hay. Seine Quote ist bei 999:10 eingefroren, eigentlich beträgt sie sogar 1032:10, wird der Wettboss später erklären. Vierstellig können sie nicht mehr anzeigen. Hays Chancen sind schlechter, als es die Tafel erlaubt.

9616,59 Euro werden bis zum Start auf Rennen vier gewettet, aber kein einziger verdammter Euro auf Hay. Was auch bedeutet, dass er sich selbst reich machen könnte: Ein Fahrer darf auf den eigenen Sieg wetten, das ist ihm erlaubt. Für zehn Euro Einsatz gäbe es bei Sieg Bibi exakt 1032 Euro Auszahlung. Aber nicht mal Joachim Hay setzt auf Joachim Hay.

Und dann beginnt der Sirtaki, dröhnt aus den Lautsprechern der Bahn. Die Pferde in Reihe hinter den ausgeklappten Planken des Startwagens, wochenlange Vorbereitung, auf 2200 Meter zusammengeschnurrt. Hay innen links, das Gesicht eine Maske. Aus dem Gras in der Stadionmitte steigt ein Falke auf, als habe selbst er Angst, ein Wunder zu verpassen. Der Wagen beschleunigt weg vom Feld, klappt die Planken ein, das Rennen ist frei. Bibi läuft gut mit, bockt nicht, muss nicht durchpariert werden. Steinmehl spritzt. Erste Disqualifikation, Bibi ist es nicht. Das Feld streckt sich wie ein langer Tropfen, der vom Hahn hängt. Bibi fällt zurück, kämpft, gestreckter Hals, geblähte Nüstern. Jetzt muss sie kommen, wann sonst, verdammte Hölle? Hay drischt die Peitsche. Bibis Flanke dampft. Letzte Kurve. Schaum am Maul. Der Moderator schreit wie ein orgiastischer Opus-Dei- Priester, schreit Namen, die gar nicht nach

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Haithabu klingen. Auf der Zielgeraden halten Hunderte ihre Wetzettel ins Licht, erigierte Arme der Verzweiflung. Vorn trudeln die Ersten ein, hinten bricht Bibi aus, aber weil der Ausgang deutlich ist, macht sich die Jury nicht mal die Mühe, sie zu disqualifizieren. Joachim Hay, der ein Wunder gebraucht hätte, wird Zwölfter von Zwölfen.

Sie traben durch bis zum Stall. Kriegen Tröstendes zugerufen. Der letzte Aufrechte. Der aufrechte Letzte. Hay steigt aus dem Sulky. Er schwitzt, aber vielleicht weint er auch einfach nur aus der Stirn, damit es keiner mitbekommt. Hay, der wenig sagt, sagt: tja, Scheiße. Bibi wird gewaschen, gekämmt, gesalbt. Vom Vormittagsoptimismus ist nichts geblieben, nicht mal ein Streicheln. Ich konnte nicht weg, hebt Hay an, am Start vom Auto ausgebremst, und dann hingen wir fest, da war, er spuckt aus, gar nichts, keine Lücke, vielleicht hätte ich mehr Gas geben müssen, vielleicht wäre sie galoppiert, ich weiß nicht, er schluckt, die waren zu schnell. Vielleicht sollte ich das alles sein lassen. Vielleicht sollte ich aufhören. Er verstummt.

Drüben, an der Haupttribüne entlang, paradiert Franz Klein auf Pepper K. L., der strahlende Sieger. Die instinktsicheren Wetter lassen sich auszahlen, umschwirrt von rumänischen Bettelkindern, die ein paar Cent vom Gewinn wollen. Der Moderator überreicht im Halbrund des Winner's Circle absolut ernst einem Besucher, der irgendetwas richtig geschätzt hat, eine Balkongeranie im Tontopf. Aber all das kriegt Hay schon nicht mehr mit. Er ist verschwunden und taucht erst vier Wochen später wieder auf.

Auf einer grünen Koppel in Alveslohe, hoch im Norden, links der A7. Flach ist das Land hier, groß die Liebe der Menschen zu ihrem Tier. Joachim Hay steht an einem Zaun und pfeift und lacht. Hier, bei Trainerroutrinier und Gutsbesitzer Manfred Walter, stellt er seine Pferde unter, seit jeher. Weiter unten, hinter den Gattern und Ställen, hat Walter eine Bahn aus Sand und Gras aufgeschüttet, da können seine Fahrer trainieren. Walter, ein kumpeliger Turboredner, gleicht Hays Schweigen aus. Vielleicht passt es deshalb ganz gut mit den beiden. Der Joachim, sagt Walter jetzt, hat die Bibi zu oft beschlagen, mal das Eisen, dann das Eisen, das funktioniert nicht. Das ist, wie wenn ich tausend Paar Schuhe kaufe, aber ich kann am Ende doch nur eins tragen, verstehste?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hay sitzt neben dem Trainer, er wirkt abwesend. Starrt auf die Weide, zu seinem Pferd. Seiner Bibi. Bibi sieht anders aus heute. Ist schmäler geworden, auch muskulöser. Ruhiger, der Blick ganz fest. Und ihre Mähne glänzt im Abendlicht – aschefarben? Das ist nicht Bibi von Haithabu.

Das ist Erik, sagt Hay da, mit einem gigantischen Grinsen. Mein Neuer. Ein Jahr noch, sagt er, dann ist der Erik bereit. Er hat Bibi bei seiner Freundin in Dinklage in Pflege gegeben, vielleicht kriegt die sie ja hin. Es klingt nicht, als würde ihn das noch groß was angehen. Aber der Erik, sagt Hay noch mal, das wird einer. Ganz bestimmt. Guckt. Grinst.

Joachim Hay ist ein bisschen verliebt.

Joachim Hay hört ganz bestimmt nicht auf.

Neues Pferd, neues Glück.

Glück?

Hoffnung.